

Nr. 1179

Vorhof des Loolandre

Attacke der Fyrer – die BASIS in der Bunkerfalle

von *H. G. Francis*

Wir blenden zurück in den Mai des Jahres 427 NGZ - in die Zeit also, da die Menschen auf der im Grauen Korridor gefangenen Erde den Angriffen Vishnas, der abtrünnigen Kosmokratin, erlegen sind.

Schauplatz des Geschehens ist die ferne Galaxis M 82, in der die Endlose Armada und Perry Rhodans Galaktische Flotte operieren. Letztere hat inzwischen auf ihrer Suche nach dem Lenker oder der Zentralstelle der Endlosen Armada die ersten beiden Pforten des Loolandre passiert, und die Besatzung der rund 20.000 Schiffe, zu denen noch die Expedition der Kranen gestoßen ist, scheinen die Wirren der verschobenen Wirklichkeit hinter sich gelassen zu haben.

Dies gilt fürs erste! Doch schon bei der Annäherung an Pforte drei beginnen erneut die Schwierigkeiten für die Terraner. Chmekyr, der Pförtner, taucht in tausendfacher Version an Bord der Raumschiffe auf, treibt seine üblichen Spiele mit den Menschen und bringt die ganze Flotte in Gefahr.

Doch nach Formulierung der „vierten Weisheit“ weicht das Chaos, und auch die letzte Pforte kann überwunden werden. Jetzt erreicht die Flotte einen düsteren, unheimlichen Sektor, in dem das Licht der Sterne verschlucht wird. Es ist der VORHOF DES LOOLANDRE ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan - Teile seiner Galaktischen Flotte werden „verbunkert“.

Nachor von dem Loolandre - Der Armadaprinz in Gefahr.

Chmekyr - Der Pförtewächter als Freund der Terraner.

Gryden-Holmes - Neuer Clanskopf der Fyrer.

Iralasong - Clanskopf der Irtuffen.

1.

Leichtfüßig eilte Gryden-Holmes die Treppe der Wenigen hinab. Er war ein kleines, blasses Zergwesen, so zart und zierlich, daß der Eindruck entstand, der geringste Luftzug schon müsse ihn davontragen.

Seine dünnen, schwarzen Beine verbarg er unter einem roten Rock, der bis auf den Boden herabreichte. Ein blaues Tuch überdeckte locker den Rücken, während die mit duftigem Flaum überzogene Brust ebenso frei blieb wie die Arme von den Schultern bis zu den Handgelenken. Von den Unterarmen spreizten sich lange, blaue Federn ab. Die krallenartigen Hände steckten in weißen Handschuhen. Gryden-Holmes bewegte die Hände geziert, begleitete jeden seiner Schritte mit einer eleganten Geste und offenbarte auf diese Weise seine Gemütsverfassung.

Er hatte einen kleinen Kopf mit einem wuchtigen, weit vorspringenden Schnabel, an dessen Seiten faltige Hautlappen herabhängen. In ihnen waren sechs winzige Augen verborgen, die sich unabhängig voneinander bewegen konnten.

Große blaue Federn bildeten einen prächtigen Kamm, der vom Schnabelansatz über den Kopf hinweg bis tief in den Nacken reichte.

Am Fuß der Treppe blieb er stehen. Erst vor wenigen Stunden war er zum Clanskern ernannt worden, und seitdem war er privilegiert, die Treppe der Wenigen zu benutzen. Er war stolz darauf, nunmehr zu den zehn Männern und Frauen seines Volkes zu gehören, die den Clanskern bildeten.

Er blickte auf das blattförmige Wesen, das ihm den Weg zu einer Tür versperrte, hinter der sich die Chronik der Fyrer befand.

„Geh mir aus dem Weg“, befahl er. „Was fällt dir ein, mich aufzuhalten?“

Das Blattwesen rührte sich nicht. Es war größer als er, hatte jedoch eine geringere Körpersubstanz. Es war zwar etwa anderthalb Meter hoch und einen halben Meter breit, war jedoch so dünn wie eine Schreibfolie. Zahllose Fangfäden ragten aus der Vorderseite des grauen Wesens hervor. Das Blatt war mit zwei großen Pseudoaugen geschmückt, die jedoch keinerlei Funktion hatten, ausgenommen, Ahnungslose zu erschrecken. Die tatsächlichen Wahrnehmungsorgane waren nicht zu erkennen. Gryden-Holmes wußte jedoch, daß Alei ihn sehen konnte.

„Du weigerst dich?“ fragte er und vollführte gleichzeitig wellenförmige Bewegungen mit seinen Händen, um zu unterstreichen, daß ihm das Verhalten des Blattwesens ziemlich gleichgültig war. „Du scheinst nicht zu wissen, daß man mich zum Clanskern ernannt hat.“

Die Armadaflamme über seinem Kopf schien ein wenig heller zu leuchten als vorher.

„Viele meinen, daß es ein Fehler war, dich zum Clanskern zu ernennen“, erwiderte Alei, der keine Armadaflamme hatte.

„Ach, und sie haben dich beauftragt, etwas gegen mich zu unternehmen?“

„Genau das.“

„Wie dumm von ihnen. Wer zum Beispiel?“

Das Blattwesen zischte belustigt.

„Du glaubst doch nicht, daß ich auch nur einen einzigen Namen preisgeben werde?“

„Natürlich nicht. Du bist dumm genug, dich an jene zu klammern, die zu den Verlierern gehören.“

„Ich werde nur noch Freunde haben, wenn ich dich getötet habe. Niemand wird dir eine Träne nachweinen.“

„Das mag sein.“ Gryden-Holmes lachte leise. „Sie sind alle Narren. Sie begreifen meine Ziele nicht. Viel zu lange schon leben wir Fyrer zurückgezogen in diesem Mond, ohne von den anderen Clans anerkannt zu werden. Das liegt vor allem daran, daß die spektakulären Taten fehlen. Wie sollten die anderen auch auf den Gedanken kommen, uns zu den zehn bedeutendsten Völkern zu zählen, wenn wir uns nicht regen?“

„Die Fyrer werden niemals zu den Zehn gehören“, erwiderte das Blattwesen verächtlich. „Ich gebe zu, daß sie es mit deiner Hilfe vielleicht schaffen könnten, doch dein Weg ist hier zu Ende.“

Er streckte einige seiner Tentakel nach dem Clanskern aus, dieser aber wich ihm elegant aus.

Gryden-Holmes war sich der Gefahr durchaus bewußt, in der er schwabte. Verzweifelt versuchte er, Zeit zu gewinnen. Alei konnte so schnell zustoßen, daß ihm keine Abwehrmöglichkeit mehr blieb. Er brauchte ein wenig mehr Abstand zu dem Blattwesen, denn unter dem Tuch, das seinen Rücken bedeckte, verbarg er eine Waffe. Wenn er sie erreichen konnte, bevor Alei ihn berührte, hatte er gewonnen. Doch dazu brauchte er mehr Zeit, als ihm jetzt zur Verfügung stand.

Vor wenigen Stunden erst war er aus der Anonymität der Masse zum Clanskern aufgestiegen. Damit gehörte er zu den zehn wichtigsten Persönlichkeiten seines Volkes. Er hatte das Vorzimmer der Macht betreten. Das war erst durch den Tod des bedauernswerten

Gerrospon-Tae möglich geworden, der einer Krankheit zum Opfer gefallen war. Einer geheimnisvollen Krankheit, wie die meisten Fyrer meinten. Gryden-Holmes wußte es besser. Die Krankheit war durch ein Gift verursacht worden, das ein ihm ergebener Arzt dem früheren Clanskern verabreicht hatte.

Er empfand keine Skrupel wegen dieser Tat. Er hatte den Arzt noch nicht einmal dazu aufgefordert, den Clanskern aus dem Weg zu räumen. Er hatte lediglich durchblicken lassen, daß er nur durch den Tod eines anderen Clanskerns in den Kreis der Mächtigen gewählt werden konnte. Allerdings hatte er dem Arzt eine beträchtliche Belohnung in Aussicht gestellt für den Fall, daß er gewählt werden würde.

Daran mußte er denken, als er vorsichtig vor Aiei zurückwich, und er lachte leise.

Von Anfang an war er sich darüber klar gewesen, daß er äußerst gefährdet war, nachdem ihm dieser Schritt gelungen war. Er mußte damit rechnen, daß unter den Clanskeren der eine oder andere war, der ihn wieder aus dem Kreis der Mächtigen zu entfernen versuchen würde.

Das alles erregte Gryden-Holmes nicht. Er war durchaus damit einverstanden, aus dem Kreis der Clanskerne schon bald wieder auszuscheiden, denn er hatte nur ein Ziel. Er wollte noch höher steigen auf der Leiter der Macht und zum Clanskopf und damit zum Alleinherrscher über den Clan der Fyrer werden.

Er wußte, daß er es schaffen konnte.

Die anderen Clanskerne waren feige. Sie schreckten vor dem Risiko zurück, und sie konnten sich offenbar nicht vorstellen, daß irgend jemand versuchte, aus der Anonymität der Masse direkt bis auf den Thron des Herrschers vorzustoßen.

Alle sind sie nicht feige, korrigierte er sich, Während er geschmeidig einem vorschnellenden Tentakel auswich. Da ist zumindest einer, der es gewagt hat, mir einen Mörder zu schicken.

Nur noch wenige Zentimeter Abstand fehlten ihm, bis er den benötigten Vorsprung hatte.

„Du meinst wirklich, daß wir Fyrer es nicht schaffen?“ Gryden-Holmes lachte leise. „Du irrst dich. Wir sind auf dem besten Weg dazu. Und dann, mein lieber Freund, sind wir in der Lage, diejenigen zu belohnen, die es verdienen. Wahrscheinlich werden wir unsere Verbündeten sogar aus dem Vorhof herausführen zum Loolandre.“

Während der Clanskern zwei Stufen hochsprang, verharrte Alei auf der Stelle. Er schien nachdenklich geworden zu sein.

„Hast du keinen Ehrgeiz?“ lockte Gryden-Holmes. „Bist du immer nur mit den kleinen Geschäften zufrieden? Was zahlt man dir dafür, daß du mich tötest? Ein Taschengeld, nicht wahr? Und du greifst danach, ohne den Reichtum zu sehen, den du tatsächlich erringen könntest, wenn du meine Befehle ausführen würdest.“

„Du lügst. Von dir sagt man, daß du sogar deine eigene Mutter umbringen würdest, falls sie dir im Weg sein sollte.“

Gryden-Holmes lachte.

„Schon möglich“, erwiderte er. „Ich will den Namen deines Auftraggebers.“

„Er nützt dir nichts mehr.“

„Also kann es dir nicht schaden, ihn mir zu sagen.“

„Nein.“

„Ein Clanskern?“

„Nein.“

„Wer dann?“

Wieder versäumte das Blattwesen, ihm zu folgen. Der Abstand zwischen ihnen wuchs.

„Der Clanskopf!“

Für einen Moment war Gryden-Holmes so verblüfft, daß er meinte, sich verhört zu haben. Doch dann begriff er. Turmier-Böhl, der Clanskopf, galt als überaus kluger und weit-

sichtiger Mann, der seine Position als Herrscher über die Fyrer mit allen Mitteln verteidigte. Es war nur logisch, daß er einen Emporkömmling wie Gryden-Holmes gnadenlos bekämpfte.

„Er will mich also umbringen, bevor ich ihm gefährlich werden kann“, stellte er fest. Dann zog er die Waffe.

Alei schrie erschrocken auf. Viel zu spät erkannte er die Gefahr. Er griff an, lief jedoch direkt in den gleißenden Energiestrahl.

Gryden-Holmes blieb auf der Treppe der Wenigen stehen und blickte auf die Reste des Blattwesens hinab.

„Bewundernswert“, sagte er leise. „Ein besseres Kompliment hätte mir der Clanskopf gar nicht machen können. Der Herr fürchtet mich schon jetzt. Er gibt mir also die besten Chancen. Er versucht, mich abzuwehren, bevor irgend jemand sonst erkannt hat, worum es mir geht.“

Er steckte die Waffe wieder in den Gürtel und ging an dem Toten vorbei. Vor ihm öffnete sich eine Tür, und eine alte Fyrerin trat ihm entgegen.

„Ierze-Twei, du alte Hexe“, sagte er vergnügt. „Daß ich dich auch mal wiedersehe!“

Sie war noch kleiner als er und hatte eine gebeugte Gestalt. Ihr Gefieder war nahezu weiß, und die Hautfalten hingen weit über ihren Schnabel herab, so daß sie sie mit den Händen zur Seite streichen mußte, um wenigstens zwei ihrer sechs Augen freizulegen.

„Du bist einer großen Gefahr entgangen“, stellte sie fest und zeigte auf das tote Blattwesen. „Ich habe es gewußt.“

„Du hast die Gabe der Vorsehung“, bemerkte er. „Ich weiß. Hättest du mich nicht warnen können?“

„Hättest du auf mich gehört?“

„Ich habe schon immer viel auf deine Worte gegeben“, entgegnete er. „Erinnerst du dich nicht?“

Er kannte Ierze-Twei als überaus kluge Frau. Zuweilen handelte sie in einer undurchsichtigen und rätselhaften Weise, erreichte aber gerade dadurch manches Ziel, das vorher als unerreichbar für sie gegolten hatte.

Wenn sie sich ihm näherte, dann gewiß nicht, weil sie mit ihm sympathisierte, sondern weil sie sich Vorteile von ihm versprach.

Sie sieht meinen weiteren Aufstieg voraus, überlegte er. Nur deshalb ist sie hier.

„Ich habe eine Warnung für dich“, erklärte sie. „Eine Flotte fremder Raumschiffe nähert sich uns. An ihrer Spitze fliegt das größte Raumschiff, das ich kenne. Es ist noch undeutlich. Ich kann es noch nicht genau ausmachen, aber das liegt daran, daß es die Durststrecke schon fast erreicht hat.“

„Was für ein Raumschiff?“ fragte er überrascht. „Und was für eine Flotte? Wenn sie so weit gekommen ist, muß schon etwas Besonderes an ihr sein.“

Sie drehte ihre Hände hin und her.

„Ich bin mir nicht sicher. Das große Schiff nennt sich BOSAS. Vielleicht auch BATIS oder BASIP.“

„Was ist mit diesem Schiff?“

„Es ist eine Überraschung an Bord“, kicherte sie.

„Überraschung? Für wen?“

„Vielleicht für dich. Bestimmt für den Clanskopf“, erwiderte sie geheimnisvoll. „Du bist herausgefordert.“

„Was habe ich mit der Flotte zu tun? Sage es mir, wenn du es siehst.“

Sie fuhr sich mit den Händen über das graue Gefieder.

„Das liegt allein bei dir. Die Zukunft hat viele Möglichkeiten. Eine davon bist du. Die Würfel werden fallen, wenn der Bunker sich geschlossen hat.“ Sie deutete auf das tote Blatt-

wesen und fuhr in sachlichem Ton fort: „Du solltest dafür sorgen, daß die Leiche beseitigt wird.“

Mit diesen Worten eilte sie davon.

Gryden-Holmes entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung. Er schaltete das winzige Funkgerät ein, das er im Gefieder unter seinem Schnabel verbarg, und flüsterte einen Befehl hinein. Die Alte hatte recht. Er durfte das Blattwesen nicht einfach liegen lassen.

Er betrat einen gewundenen Gang, auf dem sich zahlreiche Fyrer bewegten. Die meisten von ihnen trugen Tauschwaren auf den Schultern und handelten andere Waren ein, die aus den verschiedenen Machtnischen des Vorhofs des Loolandre stammten.

Als Gryden-Holmes den Clanskern Palk-Palm bemerkte, der ihm zusammen mit seinen Mitarbeitern entgegenkam, wich er durch einen seitlich abzweigenden Gang aus. Wenige Schritte weiter öffnete er eine Tür und betrat einen düsteren Raum, in dem zwei Männer an einem großen, farbenprächtig gemusterten Tuch arbeiteten.

Der Clanskern wollte etwas sagen, doch da fielen seine Blicke auf die Gestalt, die sich im Zentrum der Farbmuster befand.

Das große Facettenauge leuchtete in grellem Rot, ein Feuer schien darin zu glühen, das kurz vor dem gewaltigen Ausbruch zu stehen schien.

Das Auge befand sich mitten auf der Stirn des humanoiden Wesens.

*

Nachor von dem Loolandre lächelte, als die junge Frau den Raum betrat. Er stand an einem der Tische, auf dem sich eine Reihe von Meßgeräten befand.

„Du mußt Loanda Seray sein“, sagte er freundlich. „Ich habe auf dich gewartet.“

Sie blickte ihn mit einem gewinnenden Lächeln an. Bisher hatte sie sich keine rechte Vorstellung von dem Armadaprinzen gemacht. Alles, was sie empfunden hatte, als man ihr gesagt hatte, daß sie mit ihm zusammenarbeiten sollte, war das Gefühl, mit etwas absolut Fremdem konfrontiert zu werden. Das riesige Auge auf der Stirn Nachors war allerdings fremdartig. Das Licht brach sich hundertfach in den roten Facetten, und sie konnte nur vermuten, daß er seine Blicke auf sie gerichtet hatte und sie bewußt wahrnahm. Unwillkürlich fragte sie sich, wie er sie sah.

Natürlich so wie du ihn auch, beantwortete sie sich diese Frage selbst. Oder glaubst du, in Hunderten von Einzelbildern?

Loanda Seray war Wissenschaftlerin. Sie war schon oft nichtmenschlichen Wesen begegnet, so daß sie es nicht irritierte, mit ihm allein zu sein.

Sie wußte, daß Nachor das „von dem Loolandre“ auf seine Herkunft bezog, jedoch von dem Loolandre keine konkrete Vorstellung hatte. Er hatte vergessen, wie es dort aussah, und er nahm an, daß es sich dabei um eine Armadaeinheit handelte.

Flüchtig blickte sie auf die Armadaflamme, die ruhig über seinem Kopf brannte. Diese Flamme war nach Aussagen Nachors „egobezogen“, und es hieß, daß er noch nie über sie vom Armadaherzen aus beeinflußt worden war.

Was geht in ihm vor? überlegte sie, als sie neben dem Mann in der schwarzen, rüstungsgähnlichen Kleidung stand. Er muß doch etwas fühlen, da er sich nun dem Loolandre nähert, zu dem er eine ganz bestimmte Beziehung haben muß. Was denkt er? Beschäftigt er sich überhaupt mit dem Loolandre? Bereitet er sich auf irgend etwas vor?

Sie blickte zu ihm auf und sah ihn lächeln. Ein eigenartiges Gefühl beschlich sie, und eine Welle der Sympathie für ihn stieg in ihr auf.

Nachor von dem Loolandre mußte sich dessen bewußt sein, wie ungewöhnlich seine Situation war. Die Ereignisse der letzten Tage konnten ihn nicht unberührt gelassen haben, wenngleich wenig davon zu erkennen war.

„Du scheinst mir eine ungewöhnlich kluge Frau zu sein“, sagte der Armadaprinz leise. „Ich habe viel von dir gehört. Ich freue mich, daß du mir helfen willst.“

„Ich habe mich eigentlich schon immer mit Formenergie beschäftigt“, erwiderte sie. „Leider bin ich noch nicht sehr weit gekommen mit meinen Arbeiten, aber ich glaube, daß ich dicht vor einem Durchbruch stehe. Gerade im Bereich der Armada sind wir häufig verschiedenen Arten der Formenergie begegnet, und wahrscheinlich fehlen mir nur ein paar winzige Informationen, um wirklich weiterzukommen.“

„Das vermute ich auch“, erwiderte er. „Aber auch in der Armada gibt es Formenergie nur im Zusammenhang mit entsprechenden Projektoren, die laufend neue Energien hinzufügen. Einen wirklichen Fortschritt erzielen wir nur dann, wenn es gelingen sollte, die einmal zugeführte Formenergie zu stabilisieren und zu erhalten, so daß die Projektoren abgeschaltet werden können, und das errichtete Energieobjekt dennoch erhalten bleibt.“

„Warum beschäftigst du dich plötzlich mit Formenergie?“ fragte sie. „Das hast du doch vorher nicht getan. Oder irre ich mich?“

„Nein, das ist richtig. Ich kann es dir selbst nicht erklären. Ich folge mehr einem Gefühl, das mir sagt, daß wir sehr bald mit Formenergie konfrontiert und dann vor erhebliche Probleme gestellt werden.“

„Vielleicht ein Teil deiner Erinnerungen, der nun nach oben kommt?“

„Schon möglich.“

Er lächelte erneut, und dieses Mal spürte sie, daß er sie ansah und sich keine Einzelheit ihres Gesichts entgehen ließ. Sie wischte seinem Blick nicht aus.

Loanda Seray war eine schlanke, mittelgroße Frau, die nicht besonders attraktiv war, jedoch eine beachtliche Ausstrahlung besaß. Ihr schmales Gesicht war blaß und über den Jochbeinen mit Sommersprossen übersät. Die blauen Augen standen ein wenig zu weit auseinander, um dem Schönheitsideal entsprechen zu können; die Nase war eine Idee zu lang, und der Mund ein wenig zu groß. Doch in den Augen blitzte der Schalk, und die Lippen schienen ständig zu lächeln. Dazu bewegte sich Loanda mit einer Leichtigkeit und Fröhlichkeit, als ginge ihr ständig eine heitere Melodie durch den Sinn, und doch konnte sie schon im nächsten Augenblick von einer Ernsthaftigkeit sein, die zumindest ebenso überraschte wie ihre Intelligenz.

„Ich fürchte auch, daß man irgendwann Formenergie gegen uns einsetzt, und daß wir uns dann nicht wehren können“, bemerkte sie.

Er zuckte die Schultern.

„Es wäre nicht das erste Mal. Vor allem wünsche ich, ich könnte dir sagen, was uns bevorsteht“, erklärte er. „Ich verstehe deine Gedanken. Du hast recht. Eigentlich müßte ich wissen, mit welchen Hindernissen wir auf unserem Weg zum Loolandre zu rechnen haben. Aber ich weiß es nicht. Es tut mir leid.“

„Das soll jetzt nicht unser Problem sein“, erwiderte sie. „Ich halte es für besser, wenn wir uns auf unser Thema beschränken.“

„Glänzend!“ lachte er. „Gib mir eins auf die Pfoten, wenn ich nicht beim Thema bleibe.“

Sie lachte ebenfalls.

„Ich glaube, wir werden uns gut verstehen, Nachor.“

„Davon bin ich auch überzeugt.“

Sie blickte auf, als ein dunkelhaariger, etwas gebeugt gehender Mann den Raum betrat.

„Oh, Mac“, sagte sie. „Was gibt es denn?“

Ihr entging nicht, daß er sie voller Argwohn musterte.

Mein Gott, Mac ist eifersüchtig! dachte sie. Das ist doch absurd. Er kann doch nicht auf Nachor eifersüchtig sein.

Waylon Javier blickte besorgt auf.

„Alle Systeme sind in Ordnung“, bemerkte er, „und doch stimmt etwas nicht.“

Perry Rhodan, der unmittelbar neben ihm saß, beobachtete, daß die Kirlian-Hände über die Schaltungen glitten. Er war keineswegs beunruhigt, obwohl die Bemerkung des Kommandanten allein bereits ungewöhnlich war. Es mußte schon einiges geschehen sein, bevor Javier sich zu einer solchen Bemerkung veranlaßt sah.

Wenn seiner Meinung nach etwas nicht stimmte, dann mußten die Schwierigkeiten beträchtlich sein. Waylon Javier war ein Mann von geradezu unerschütterlicher Ruhe. Wenn irgendwo Unruhe entstand, so war er es zumeist, der dafür sorgte, daß alles wieder in den gewohnten Bahnen verlief. Zur Not erreichte er es mit Hilfe seiner Kirlian-Hände, mit denen er jeden augenblicklich beruhigen konnte.

„Könntest du dich genauer ausdrücken?“ entgegnete Rhodan.

Gucky, der sich mit Alaska Saedelaere unterhalten hatte, rückte ein wenig näher an ihn heran.

„Wir machen zu wenig Fahrt“, stellte Javier lakonisch fest.

„Dann gib doch mehr Gas“, riet der Ilt ihm. „Tritt in die Pedale. Oder was kannst du sonst noch tun?“

„Gar nichts“, erwiderte der Kommandant. „Ich habe schon alles versucht. Alle Systeme funktionieren einwandfrei, aber die BASIS verliert ständig an Geschwindigkeit. Wir werden durch eine externe Kraft verzögert.“

„Jemand gibt uns eins auf die Nase?“ erkundigte sich der Mausbiber. „Ist es das?“

„Die weniger disziplinierten Kräfte des Schiffes könnten es so bezeichnen“, wies ihn Javier zurecht.

Gucky war keineswegs beleidigt. Er kicherte.

„Ich bin froh, daß du dir um meine Disziplin Gedanken machst“, sagte er. „Ich habe mir selbst bereits überlegt, daß ich...“

„Sei still“, bat der Kommandant.

Gucky stutzte.

Die Antwort war gar zu ernst gewesen. Er schloß den Mund und ließ den Nagezahn hinter den Lippen verschwinden, da er erfaßte, daß die BASIS sich in einer bedrohlichen Situation befand.

„Es ist, als ob wir durch einen immer dicker werdenden Brei fliegen“, kommentierte er.

„Richtig“, bestätigte der Kommandant.

„Dabei erhitzt sich die Außenhaut nicht. Die Schutzschirme erfahren keine zusätzliche Belastung. Die Ortungsgeräte zeigen nichts an“, fuhr der Ilt fort, als sehe er seine Aufgabe darin, die Lage eingehend zu analysieren.

„Richtig“, wiederholte Javier.

„Und du hast keine Erklärung dafür“, schloß der Ilt.

„Überhaupt keine.“

In der Haupteitzenzrale der BASIS war es still geworden. Die Aufmerksamkeit der anderen wandte sich dem Kommandanten zu. Lautlos arbeiteten die Computer, überprüften jede Leistungszeit des Raumschiffes und stellten nirgendwo eine Unregelmäßigkeit, nirgendwo einen Leistungsabfall fest, der das Phänomen erklären würde.

Jedem Besatzungsmitglied war bewußt, daß sie mit Schwierigkeiten auf ihrem Weg zum Loolandre rechnen mußten. Sie hatten den Vorhof des Loolandre erreicht und drangen immer weiter in Richtung auf ihr Ziel vor. Noch längst waren nicht alle Hindernisse überwunden. In jeder Phase des Fluges konnte es zu tödlichen Zwischenfällen kommen. Jedes noch so kleine Ereignis konnte eine verheerende Katastrophe einleiten, zumal niemand

wußte, aus welcher Richtung ein möglicher Angriff kommen und welcher Art dieser sein würde.

„Nichts, aber auch gar nichts hat sich verändert“, stellte Waylon Javier fest. „Wir befinden uns nach wie vor im absolut leeren Raum. Ich sehe keine astrophysikalische Erklärung für das, was geschieht.“

Rhodan erinnerte sich daran, daß der Kommandant zahlreiche Schaltungen vorgenommen hatte.

„Du hast alle Möglichkeiten durchgeprüft“, betonte er.

„Und nicht den geringsten Hinweis gefunden“, fügte der Kommandant hinzu. „Auch die Hamiller-Tube habe nichts entdeckt. Sie schweigt sich aus. Offenbar liegt für sie noch kein Grund vor, einzugreifen.“

„Ich werde meinen Freund Chmekyr fragen“, verkündete Gucky. „Wie ich ihn kenne, weiß er eine Antwort.“

„Beeile dich“, bat Rhodan. „Ich fürchte, wir haben nicht mehr viel Zeit.“

„Das liebe ich“, seufzte der Ilt. „Stundenlang über alle möglichen Schwierigkeiten diskutieren. Meine Disziplin kritisieren und dann erwarten, daß ich alles gestern erledige, damit heute noch alles seine Ordnung bekommt, was man längst hätte erledigen können, wenn man nur...“

„Rede nicht soviel, verschwinde endlich“, empfahl Rhodan grob.

Gucky hüpfte einen halben Meter in die Höhe und teleportierte. Er sprang in einen Kommunikationsraum, in dem umfangreiches Informationsmaterial über Terra und die Kosmische Hanse gespeichert war. Hier hatte er Chmekyr zurückgelassen, das geheimnisvolle Wesen, das sich selbst als Pförtner des Loolandre bezeichnet hatte, und mit dem er mittlerweile Freundschaft geschlossen hatte. Chmekyr zeigte sich nun nicht mehr in irgendeiner Maske, sondern in seiner vermutlich wahren Form - als meterhoher Energiekreisel, einer winzigen Windhose gleich. Er raste blaßrosa durch den Raum, glitt pfeifend von einer Ecke zur anderen, als fühle er sich gefangen und suche verzweifelt nach einem Ausweg. Dabei stand die Tür offen, so daß er mühelos auf den Gang hätte entweichen können. Aber das war gar nicht notwendig, wie Gucky sehr wohl wußte. Chmekyr hätte auch so verschwinden können, wenn er wirklich gewollt hätte.

„Hallihallo“, rief der Ilt verblüfft. „Was ist in dich gefahren? Du bist schon hellrosa. Wenn du noch wütender wirst, bist du gleich ganz weiß.“

Chmekyr stoppte plötzlich. Er verharrte vor einem Tisch, verfärbte sich und wurde für einige Sekunden hellrot. Dann jagte er wieder los, ohne auf Gucky's Bemerkung zu antworten, und verschwand in der Wand.

Der Ilt griff sich an den Kopf.

Er war davon überzeugt, daß der Pförtner wirklich so etwas wie ein Freund war, und er konnte sich dessen Reaktion nicht erklären.

Lauf nicht weg, rief er ihm telepathisch nach. Wir brauchen deine Hilfe. Ein kleiner Tipp würde uns schon genügen.

Chmekyr antwortete nicht.

Verwundert horchte Gucky.

Der Pförtner war ein schwieriges, oft launisches Geschöpf, von dem auch er nicht sagen konnte, was er wirklich war. Vielleicht war es sogar falsch, ihn Geschöpf zu nennen. Möglicherweise war er etwas ganz anderes, aber immerhin etwas, das real existierte. Was er tatsächlich war, würde vermutlich immer eines der vielen Geheimnisse der Endlosen Armada bleiben.

*

Gryden-Holmes zuckte zusammen, als der Sensor an der Tür ansprach, und die Stimme des anderen Clanskerns aus den Lautsprechern hallte.

„Warum ziehst du dich vor mir zurück?“ fragte Palk-Palm. „So dringende Geschäfte?“

Gryden-Holmes löste sich von dem Anblick des rubinroten Facettenauges auf dem bestickten Tuch, drehte sich um und trat auf den Gang hinaus, wo ihn Palk-Palm mit seinen Mitarbeitern erwartete. Unverhohlener Haß schlug ihm aus den sechs Augen des anderen entgegen. Palk-Palm war der vielleicht mächtigste aller Clanskerne. Ihn mußte er wohl oder übel unschädlich machen, wenn er sich selbst den Weg zum Thron des Clanskopfes frei machen wollte. Palk-Palm war der einzige, den Gryden-Holmes wirklich fürchtete, und von dem er die meisten Schwierigkeiten erwartete.

Palk-Palm war deutlich größer als er, hatte feuerrote Hautfalten über dem Schnabel und einen ungewöhnlich dichten Federkamm auf dem Kopf - ein Zeichen seiner hohen Intelligenz, aber auch seiner Robustheit.

„Es tut mir leid, wenn der Eindruck entstanden ist, daß ich dir ausweiche“, erwiderte Gryden-Holmes. „Ich wäre ohnehin rechtzeitig wieder herausgekommen, um dich zu begrüßen.“

„Du bist neu im Kreis der Clanskerne und kennst dich noch nicht so gut aus“, erklärte Palk-Palm mit lauter Stimme, so daß auch die weit entfernten Fyrer ihn hören und verstehen konnten. „Deshalb kannst du nicht wissen, daß dies hier nicht nur Freunde und Mitarbeiter von mir sind. Dieser junge Mann, Palo-Tryk, hat sich meiner Obhut anvertraut. Er gehört zu meinem Haus und wird mein Nachfolger sein, wenn das Schicksal es für richtig halten sollte, mich abzuberufen.“

Gryden-Holmes verschränkte die Hände vor der Brust. Er neigte den Kopf, um Palo-Tryk zu begrüßen. Er erfaßte sofort, was Palk-Palm ihm hatte sagen wollen. Palo-Tryk sollte sehr bald sein Nachfolger werden, aber nicht weil Palk-Palm den Tod nahen fühlte, sondern weil er entschlossen war, Clanskopf zu werden. Er wollte ihn warnen, ihm in die Quere zu kommen.

Er weiß genau, was du willst, dachte Gryden-Holmes. Er hat begriffen, daß du so schnell wie möglich Clanskopf werden willst, und er will dich aufhalten.

Am liebsten hätte er Palm-Palk ins Gesicht gelacht. Durch eine versteckte Drohung dieser Art würde er sich nicht aufhalten lassen.

„Du kannst sicher sein, daß ich dich unterstützen werde, wenn das Schicksal dir den Thron bietet“, beteuerte er, ohne erkennen zu lassen, was er wirklich dachte.

„Ach, tatsächlich?“ fragte Palm-Palk voller Argwohn. „Wie ich erfahren habe, hast du dir in letzter Zeit allerlei Anhänger verschafft, auf deren Stimme du rechnen kannst. Du hast dich verhalten, als ob du dich für einen Kampf ausrüsten müßtest.“

„Du verdrehst die Tatsachen“, erwiderte Gryden-Holmes beschwichtigend. „Vielleicht ist tatsächlich der Eindruck entstanden, als versuchte ich, Anhänger um mich zu scharen. Das aber täuscht. Meine Position ist schwach. Ich bin ein neuer und noch sehr junger Clanskern. Was sollte ich gegen die anderen unternehmen? Und wozu vor allem? Ich bin ein friedfertiger Fyrer, der froh und glücklich ist, Clanskern zu sein. Ich bin vollkommen mit dem zufrieden, was ich erreicht habe.“

Das düstere Gesicht Palk-Palms hellte sich nicht auf.

„Ich werde dich auf die Probe stellen. Du wirst beweisen müssen, daß du loyal sein kannst. Übermorgen werden wir Clanskerne zusammen mit unseren Mitarbeitern abstimmen. Jeder von uns hat drei Stimmen. Du kennst meinen Antrag. Mir liegt viel daran, daß ich damit durchkomme. Du wirst mir deine drei Stimmen geben. Erst dann werde ich wissen, daß man dir über den Weg trauen kann.“

„Du kannst dich auf mich verlassen. Ich habe keine weiteren Ambitionen. Wirklich nicht.“

Gryden-Holmes tat alles, seine Worte so überzeugend wie möglich klingen zu lassen. Er unterstrich sie mit dezenten Gesten und beobachtete voller Befriedigung, daß sich Palk-Palms Miene entspannte. Die Hautfalten über dem Schnabel des anderen strafften sich.

Ein gutes Zeichen, dachte Gryden-Holmes. Am liebsten hätte er sich selbst auf die Schulter geklopft. Es war ihm gelungen, den Argwohn seines Gegenübers zu beseitigen und die Aufmerksamkeit Palk-Palms regelrecht einzuschläfern. Selbstverständlich dachte er nicht eine Sekunde lang daran, seine Ziele aus den Augen zu lassen. Doch das mußte er Palk-Palm ja nicht sagen.

Die beste Methode, einen Gegner zu besiegen, ist noch immer gewesen, ihn vorher einzulullen, dachte er. Ich werde Palk-Palm weiter bearbeiten, bis er im Kreise der Clanskerne herumgeht und für mich Propaganda macht.

Er blickte Palo-Tryk an, dessen Handbewegungen Bewunderung für ihn signalisierten. Der junge Mann machte einen unruhigen Eindruck. Er brannte vor Ehrgeiz.

Bei ihm muß ich ansetzen, schoß es Gryden-Holmes durch den Kopf, während er sich mit freundlichen Worten und dem Versprechen der Loyalität verabschiedete. Mit seiner Hilfe kann ich dem Alten das Genick brechen.

Dann dachte er wieder an Ierze-Twei. Sie hatte vorausgesagt, daß sich eine Flotte von fremden Raumschiffen dem Vorhof näherte. Irgendwann in naher Zukunft würden demnach alle Clanskerne ihre ganze Kraft zur Abwehr oder Vernichtung der Flotte aufbieten müssen. Wenn die Flotte in den kritischen Bereich einflog, kam es auf die Zusammenarbeit der Clanskerne an, und der Clanskopf würde sehr genau registrieren, ob es irgendwo Unstimmigkeiten gab.

War das der Ansatzpunkt? Konnte er Palk-Palm bei dieser Aktion ein Bein stellen und ihn damit als Rivalen ausschalten?

Gryden-Holmes pfiff leise vor sich hin.

Mir wird schon noch etwas einfallen, dachte er, während er sich durch die Menge schob, die mit den verschiedensten Dingen handelte.

Plötzlich aber blieb er stehen.

Seine Blicke fielen auf eine ovale Frucht. Sie war rubinrot und sah aus wie ein Facettenauge.

Warum muß ich an ihn denken? fragte er sich verstört. Was habe ich mit ihm zu tun?

Jemand stieß ihn an, und Gryden-Holmes eilte stolpernd ein paar Schritte weiter, bis es ihm endlich gelang, sich zu fangen. Zornig fuhr er herum. Eine junge Frau stand verlegen vor ihm und entschuldigte sich gestenreich.

„Es tut mir leid“, sagte sie. „Ich habe geträumt. Diese Frucht... Ich mußte an den Armandaprinzen denken.“

Sie zeigte auf die Frucht, die auch seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Seltsam“, fuhr sie fort. „Ich habe Nachor von dem Loolandre nie gesehen. Ich glaube, keiner von uns hat das je. Mir ist nur sein Bild auf einem bunten Tuch aufgefallen. Es hat mich tief beeindruckt.“

„Nachor von dem Loolandre“, murmelte er.

„Es tut mir leid, Clanskern.“

„Schon gut. Schon gut.“ Gryden-Holmes drehte sich um und ging weiter, so tief in Gedanken versunken, daß er wenig später mit einem anderen Mann zusammenprallte.

Das rote Facettenauge. Es ging ihm nicht aus dem Sinn.

*

Nachor von dem Loolandre fuhr erschrocken zusammen, als Gucky vor ihm auf dem Laibotisch materialisierte, allerdings nicht auf die Experimentiergeräte herabstürzte, sondern

schwebend in der Luft verharrte. Der Ilt verschränkte die Arme vor der Brust und schlug die Beine übereinander, so als ob er auf einem unsichtbaren, fliegenden Teppich sitze.

„War das nötig?“ fragte der Armadaprinz mißbilligend. „Ich habe das Experiment gerade abgeschlossen. Wenn du ein paar Sekunden früher gekommen wärst, hättest du alles zerstört.“

„Bin ich aber nicht“, antwortete der Mausbiber und zeigte unbekümmert seinen Nagenzahn. „Hast du schon mal etwas von Timing gehört?“

Nachor von dem Loolandre setzte sich auf einen Hocker. Vor wenigen Sekunden hatte Loanda Seray den Raum verlassen. Danach erst hatte er das Experiment durchgeführt, das mit einem äußerst unbefriedigenden Ergebnis zu Ende gegangen war. Er fing sich rasch und überwand seine Enttäuschung.

„Schon gut, Kleiner“, sagte er. „Du kannst natürlich nichts dafür, daß ich nicht weitergekommen bin.“

„Zumal du überhaupt nicht weißt, wohin du eigentlich kommen willst.“

Nachor lächelte.

„Das ist nicht ganz richtig, aber auch nicht ganz falsch. Was kann ich für dich tun?“

„Chmekyr benimmt sich eigenartig“, antwortete der Ilt. „Wir brauchen dringend ein paar Erklärungen, aber er ist nicht bereit, sich zu äußern. Er verschwindet einfach und meldet sich danach nicht mehr. Die BASIS und die anderen Schiffe der Flotte verlieren immer mehr an Fahrt. Es ist, als ob sie alle in einen dicken Brei geraten wären.“

„Kunterbunt durcheinander“, lächelte der Armadaprinz. „Immerhin ahne ich, was du willst.“

„Natürlich. Ich habe mich ja klar genug ausgedrückt.“

„Erstens: Ich habe keine Ahnung, warum Chmekyr sich so verhält. Zweitens: Ich habe keine Ahnung, warum die Flotte an Fahrt verliert. Obwohl wir im Vorhof des Loolandre sind.“

„Du bist Nachor von dem Loolandre.“

„Deshalb kann ich dir trotzdem deine Fragen nicht beantworten.“

„Willst du warten, bis wir in der Tinte sitzen?“

Der Mann mit dem rubinroten Facettenauge seufzte. Bedauernd hob er die Hände.

„Ich wollte, ich müßte nicht immer nein sagen“, beteuerte er. „Ich wäre froh, wenn diese Blockade in mir nicht wäre und ich euch helfen könnte.“

„Es sieht nicht gut aus“, erklärte der Ilt unerwartet ernst. „Und ich bin überhaupt nicht sicher, daß wir diese Krise unbeschadet überstehen werden. Ich fürchte, daß es dieses Mal um das Leben von Tausenden oder vielleicht gar Hunderttausenden geht.“

„Kleiner“, sagte Nachor von dem Loolandre überrascht. Er erhob sich. „Du hast ja Angst.“

„Die kenne ich gar nicht“, schwindelte der Ilt mit belegter Stimme.

„Glaube mir, Gucky, ich würde sofort helfen, wenn ich könnte. Es geht ja nicht nur um euch, sondern auch um mich. Wenn die BASIS zerstört wird, dann sterbe auch ich. Aber ich will nicht sterben.“

Gucky blickte auf.

„Wie lange lebst du schon, Nachor?“ fragte er.

Der Armadaprinz seufzte erneut.

„Kannst du mir nicht einmal Fragen stellen, auf die ich eine Antwort weiß?“

3.

„Mac“, bat Loanda Seray. „Sei doch bitte vernünftig.“

Sie betrat zusammen mit Mac Vormy eine kleine Kantine, in der nur vier Tische standen, so daß höchstens sechzehn Personen Platz hatten. Außer ihnen hielt sich niemand darin

auf. Ein Reinigungsroboter glitt lautlos über den Boden und nahm Speisereste auf, die von den Tischen gefallen waren.

„Vernünftig“, schnaubte er. „Ich habe doch gesehen, was für Augen du Nachor von dem Loolandre gemacht hast. Glaubst du, ich bin blind?“

Sie setzte sich an einen der Tische und lachte. Ihre Augen blitzten.

„Manchmal frage ich mich wirklich, warum ich dich so gern habe“, erwiderte sie. „Wie kannst du nur auf den Armadaprinzen eifersüchtig sein? Das ist doch nun wirklich absurd.“

„Ist es das?“

Er bestellte das Essen, das ihm trotz der großen Auswahl nicht recht gefallen wollte.

„Natürlich ist es das.“ Sie lachte erneut. „Nachor ist ein faszinierender Mann, und ich glaube, daß er auch als Wissenschaftler viel leisten kann, aber er ist kein Mensch, den ich lieben könnte. Geht das nicht in deinen Kopf hinein?“

„Was stört dich denn an ihm? Das Auge?“

„Ich finde, das geht jetzt zu weit, Mac.“

„Warum?“

„Ich habe nie mehr als Sympathie für den Armadaprinzen empfunden.“

„Das kann ja noch kommen.“

Loanda schüttelte den Kopf, und ihre Augen verdunkelten sich.

„Hast du vor, dich selbst zu quälen? Dann bitte ohne mich. Laß uns jetzt was essen. Ich habe Hunger.“

„Ich will nicht, daß du noch länger mit ihm zusammenarbeitest.“

„Das ist verrückt. Du brauchst nicht auf Nachor eifersüchtig zu sein. Er ist doch kein ...“

„Was ist er nicht? Kein Mensch? Natürlich ist er ein Mensch. Alles, was ihn von uns unterscheidet, ist sein Auge.“

„Das ist äußerlich, Mac. Wer weiß denn schon etwas über ihn? Bestimmt sind da noch andere Unterschiede. Ich meine den Zellaufbau, die inneren Organe, sein Metabolismus, und was da sonst noch alles sein kann. Er ist nicht so wie wir, nur weil er so aussieht. Zudem wissen wir so gut wie nichts über sein bisheriges Leben, das ihn ja irgendwie geprägt haben muß. Er nennt sich Nachor von dem Loolandre. Das bedeutet etwas. Er kommt aus einem uns vermutlich völlig fremden Lebensbereich. Vielleicht paßt er sich uns jetzt nur an, und sein wahres Ich kommt erst zum Vorschein, wenn er sich wieder an seine Vergangenheit erinnern kann, wenn er weiß, was er wirklich ist, und was das Loolandre ist.“

„Was soll das Gerede, Loanda? Ich habe gesehen, wie du ihn angehimmelt hast. Mir reicht es.“

Die junge Frau erhob sich.

„Mir auch, mein Schatz“, erwiderte sie. „Wir können weiter miteinander reden, wenn du dich abgekühlt hast.“

Er griff nach ihrem Arm.

„Wohin gehst du?“

„Ich werde Nachor von dem Loolandre fragen, ob er mit mir ißt“, antwortete sie schnippisch. „Wahrscheinlich erkundigt er sich danach, was ich zum Essen trinken möchte, anstatt mich mit albernen Problemen zu überladen.“

Sie streifte seine Hand ab und ging hinaus, ein wenig traurig über den Wortwechsel und enttäuscht über Macs Haltung. Es fiel ihr schwer, Verständnis für ihn aufzubringen, da sie meinte, ihm nicht den geringsten Grund zur Eifersucht gegeben zu haben.

Sie blickte nicht zurück, da sie wußte, daß Mac ihr nicht folgte. Das hatte er nie getan, wenn sie eine Auseinandersetzung gehabt hatten. Er hatte stets Zeit gebraucht, um Abstand zu gewinnen.

Während Loanda noch über sich und ihren Freund nachdachte, stellte sie überrascht fest, daß sie auf dem Weg zu Nachor von dem Loolandre war. Dabei hatte sie eigentlich

gar nicht die Absicht gehabt, zu ihm zu gehen. Das hatte sie nur so gesagt, um Mac zu kontern.

Warum auch nicht? fragte sie sich. Er ist nett und freundlich, und er kommt mir tatsächlich nicht mit Problemen, die keine sind.

Sie öffnete die Tür zu dem Raum, in dem sie mit dem Armadaprinzen gearbeitet hatte. Verwundert blieb sie stehen.

Nachor von dem Loolandre saß mit gesenktem Kopf auf einem Hocker, und sie meinte erkennen zu können, daß er seine Hände betrachtete.

„Bist du es, Loanda?“ fragte er, ohne aufzusehen.

Er verhält sich wie ein Blinder! fuhr es ihr durch den Kopf.

„Ja - ich bin es“, antwortete sie behutsam. Sie setzte sich ihm gegenüber und blickte ihn forschend an. „Was ist los?“

„Irgend etwas stimmt nicht mit mir. Ich kann plötzlich nicht mehr gut sehen, nicht so wie sonst. Es hat sich etwas verändert. Und meine Hände... hier.“

Er legte beide Hände flach auf den Tisch und schob sie zu ihr hinüber.

Die Haut über den Knöcheln sah trocken und spröde aus. An einigen Stellen war sie aufgeplatzt.

„Ich habe so etwas noch nie gehabt.“

„Die Haut braucht Feuchtigkeit.“

Das ist kein Problem. Ich werde dir eine Creme geben.“

Nachor schloß sich ihr wie selbstverständlich an, als sie sich erhob und den Raum verließ. Er ging seltsam unsicher. Immer wieder streckte er tastend den linken oder rechten Arm vor, als fürchte er, gegen ein Hindernis zu laufen. Loanda betrachtete ihn mit wachsender Sorge, und ihr wurde schnell klar, daß sie ihm nicht allein mit einer Feuchtigkeitscreme helfen konnte. Die Ursache der krankhaften Veränderungen mußte tiefer liegen.

„Hier ist es“, sagte sie wenig später und öffnete die Tür zu ihrer Wohneinheit. Nachor von dem Loolandre trat ein, und sie griff nach seinem Arm, um zu verhindern, daß er gegen einen Hocker lief. Dann schloß sie die Tür hinter sich.

„Das werden wir gleich haben“, sagte sie, nachdem er sich gesetzt hatte. Geschäftig kramte sie in einer Lade herum, bis sie meinte, die richtige Creme gefunden zu haben. Sie strich seine Hände damit ein und massierte das Präparat in die Haut.

„Das ist angenehm“, sagte der Armadaprinz. „Es entspannt.“

„Was ist mit deinem Auge?“

„Ich hatte noch nie Beschwerden damit. Aber jetzt ist es empfindlich, und ich kann nichts wirklich klar erkennen. Ich habe das Gefühl, daß die Haut darüber zerreißt.“

„Wieso? Du bist schon lange an Bord, und nie hast du Beschwerden mit der Luft gehabt. Warum sollte sie plötzlich zu trocken für dich sein?“

„Du meinst, es liegt an der Klimatisierung an Bord?“

Sie reichte ihm etwas zu trinken.

„Es ist nicht meine Aufgabe, das herauszufinden“, erwiderte sie. „Von kosmetischen Dingen habe ich nur wenig Ahnung, und von medizinischen überhaupt keine. Wir müssen Perry Rhodan verständigen. Er soll entscheiden, ob du dich von einem Medo-Roboter behandeln lassen sollst.“

Nachor von dem Loolandre schüttelte den Kopf.

„Laß ihn in Ruhe“, bat er. „Perry hat genug zu tun. Die BASIS verliert ständig an Geschwindigkeit, ein Vorgang, den sich zur Zeit niemand erklären kann. Damit haben er und die Schiffsleitung genügend zu tun. Wir wollen sie nicht noch zusätzlich belasten. Ich bleibe erst einmal hier und beobachte mich. Kannst du dafür sorgen, daß die Luft hier im Raum etwas feuchter wird?“

„Das ist kein Problem. Das läßt sich einstellen.“

Sie lächelte und regulierte das Raumklima für Nachor neu ein. Doch plötzlich erlosch das Lächeln. Loanda dachte an Mac und daran, was er denken und empfinden mochte. Sicherlich war ihm nicht entgangen, daß Nachor von dem Loolandre bei ihr war. Und sie erinnerte sich daran, daß sie ihre Hand an seinen Arm gelegt hatte, um ihn zu führen. Eine Geste, die ein eifersüchtiger Mann gründlich mißverstehen konnte.

Um Himmels willen! dachte sie. Ich muß etwas tun. Aber was? Ich kann Nachor nicht bitten, wieder hinauszugehen. Wie sollte ich das begründen? Ich kann ihm schließlich nicht sagen, daß Mac eifersüchtig ist. Er würde das nicht verstehen. Und Rhodan kann ich nicht rufen. Nachor will es nicht.

„Entschuldige bitte“, stammelte sie. „Ich bin gleich wieder da.“

Sie dachte an das Gespräch mit Mac.

Nachor von dem Loolandre war ein Fremder. Was hatte er für Moralvorstellungen? Würde er überhaupt begreifen, wovon sie redete, wenn sie ihm etwas von Mac erzählte?

Die Tür fiel hinter ihr zu. Verwirrt strich Loanda sich mit dem Handrücken über die verschwitzte Stirn. Sie eilte zu einem Antigravschacht, ohne nach links oder rechts zu sehen. Daher entging ihr auch, daß Mac in einer Turnische stand und sie beobachtete.

Das Gesicht ihres Freundes war bleich, und seine Hände zitterten.

*

Ich will jetzt endlich mit dir reden, Chmekyr, rief Gucky telepathisch. Verstecke dich nicht länger vor mir. Es ist wichtig. Wir brauchen Informationen.

Der Ilt hielt sich in der Nähe der Hauptküche auf, wo er hoffte, ein paar vegetarische Delikatessen erwischen zu können. Da er den Pförtner nun schon eine ganze Weile in dieser Weise zu erreichen suchte, richteten sich seine Gedanken mehr auf die Köstlichkeiten der Küche als auf ihn. Er hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben, daß Chmekyr sich melden würde. Doch plötzlich kam eine Antwort.

Warum hast du so lange geschwiegen? schalt der Mausbiber. Du hättest dich ruhig etwas früher melden können - oder etwas später. Jetzt ist meine Küchenchance vorbei.

Hüte deine Zunge, Gucky.

Meine Zunge? Damit rede ich ja gar nicht. Weißt du, was los ist? Wir haben Schwierigkeiten. Wir kommen nicht so voran, wie wir gedacht haben. Wir verlieren ständig an Geschwindigkeit, und keiner weiß warum.

Ihr befindet euch auf der sogenannten Durststrecke des Vorhofs.

Gefährlich?

Was für eine Frage! Glaubst du wirklich, irgend etwas, was sich euch in den Weg stellt, ist das nicht? Hier ist schon mancher gescheitert. Mancher, der die Pforten überwunden hatte, ist auf der Durststrecke hängengeblieben.

Und? Was weiter? Das war noch nicht alles. Du wirst mir mehr erzählen. Wer treibt sich im Vorhof denn so herum?

Chmekyr zögerte lange, bevor er antwortete, so daß Gucky bereits fürchtete, er habe sich erneut zurückgezogen.

Im Vorhof leben die Spitzen der ersten einhundert Völker der Endlosen Armada, erklärte der Pförtner dann jedoch. Die ersten hundert Völker werden die Clans genannt, ihre führenden Persönlichkeiten sind die Clanskerne, über denen wiederum als Oberhaupt eines jeden Clans der Clanskopf steht.

Gut, das habe ich verstanden, erwiderte der Mausbiber. Aber auch das ist noch nicht alles. Spuck's aus. Was gibt es noch?

Wiederum vergingen mehrere Minuten, bevor Chmekyr sich erneut meldete, und Gucky hatte den Eindruck, als müsse der Pförtner sich überwinden, Informationen preiszugeben.

Das allererste Wesen, das zur Endlosen Armada stieß, war die Clansmutter, fuhr Chmekyr fort. Von ihr sagt man, daß sie unsterblich ist. Ebenso wie Ordoban.

Die Clansmutter? Wo ist sie? Wo ist die Clansmutter?

Ich weiß es nicht.

Erzähle mir von den Clanskernen, forderte der Ilt.

Darüber gibt es nicht viel zu berichten.

Du kennst mich ja, mein Lieber. Ich bin das wohl bescheidenste Wesen der BASIS. Ich bin auch mit wenigem zufrieden. Also?

Und ob ich dich kenne! erwiderte Chmekyr belustigt. Aber daß du bescheiden bist, das ist mir völlig neu.

Das ist eben das Interessante an mir, behauptete Gucky keß. Meinen Freunden präsentierte ich laufend neue Seiten meiner Persönlichkeit, damit sie sich nicht langweilen. Also los - was ist mit den Clanskernen?

Die Clanskerne leben in den sogenannten Machtnischen des Vorhofs. Unter den hundert Clans sind zehn besonders bevorzugt, was ihre Stellung in der Endlosen Armada und bei Ordoban angeht. Die Clanskerne, vor allem jedoch der Clanskopf, besitzen überaus mächtige und kampfstarke Leibwachen, die sogenannten Clansschützer. Sie sind gefährlich und äußerst aggressiv. Mit ihnen läßt man sich besser nicht ein. Ihre Mittel sind nahezu unbegrenzt, und sie haben keine Hemmungen, sie alle einzusetzen, wenn es darum geht, den Clanskopf zu schützen oder um ein Ziel zu kämpfen, das dieser sich gesetzt hat.

Das hört sich nicht gut an, erkannte Gucky. Und du meinst, diese Clansschützer werden uns ausgerechnet auf der Durststrecke angreifen?

Das kann man nicht ausschließen.

Entschuldige mich einen Moment, Chmekyr, ich muß Perry sagen, was du mir erzählt hast.

Der gefährlichste von allen ist der Irtuff-Clan. Ihr könnt nur hoffen und beten, daß ihr ihm niemals begegnet. Iralasong ist der Clanskopf der Irtuffs, ein Wahnsinniger, den nur der Teufel ins Diesseits gespuckt haben kann.

Jetzt reicht es, stöhnte der Mausbiber. Sei bloß still, sonst kehren wir noch um.

Er teleportierte in die Hauptleitzentrale der BASIS, um Waylon Javier und Perry Rhodan zu berichten, was der Pförtner ihm mitgeteilt hatte.

Er materialisierte unmittelbar neben Loanda Seray, die eben die Zentrale betreten hatte. Unglücklicherweise achtete er nicht auf ihre Gedanken, da er bestrebt war, sein Wissen so schnell wie möglich an Rhodan weiterzugeben.

„Hoppla, Mädchen“, sagte er. „Du hättest mich beinahe über den Haufen gerannt.“

Er watschelte zu Rhodan hinüber.

„Ich wette, daß die Clans dafür sorgen, daß wir immer langsamer durch das All kriechen“, rief er. „An der Spitze Iralasong.“

„Was ist los?“ fragte Rhodan verwundert. „Was redest du da?“

„Deine Witze sind in dieser Situation nicht angebracht“, wies ihn der Kommandant zurecht. „Wenn du Informationen für uns hast, dann heraus damit. Je schneller, desto besser.“

Loanda Seray hörte diese Worte, und sie sagte sich, daß es nicht richtig sei, Rhodan und den Kommandanten ausgerechnet jetzt mit den Beschwerden Nachors zu belasten.

Vielleicht beruhigt sich seine Haut in dem feuchteren Klima von selbst, überlegte sie und verließ die Hauptleitzentrale wieder. Sie hörte Gucky von Clans und Clanskernen reden, registrierte, welche Aufmerksamkeit er damit erzielte, und fürchtete, dagegen ohnehin nicht ankommen zu können.

Außerdem bist du ja gar nicht hier, weil Nachors Zustand so furchtbar kritisch ist, sondern weil du Angst hast, daß Mac mal wieder alles falsch verstehen könnte.

*

„Verzeiht, Herr, daß wir dich mit unseren Wünschen belästigen“, sagte die Fyrerin demüting. Sie verneigte sich tief vor dem Clanskopf Turmier-Böhl, der auf einem schimmernden Sessel aus Formenergie über einem blau leuchtenden Oval schwebte. „Wir können nicht anders. Viele Jahrzehnte haben wir einem anderen Clanskern gedient und schwere Opfer bringen müssen. Wir haben soziale Nachteile hinnehmen und viele Ungerechtigkeiten einstecken müssen.“

„Ihr seid nie zu mir gekommen, um euch zu beklagen“, stellte der Clanskopf fest. Er hatte einen auffallend scharf gekrümmten Schnabel und feuerrote Augen, die weit aus den Hautfalten hervorquollen. Turmier-Böhl war schon alt, und wie stets, so zeigte er sich auch jetzt nur im Kreise seiner Clansschützer, die ihn mit angeschlagenen und schußbereiten Energiewaffen umgaben, so als fürchteten sie ständig ein Attentat auf ihn.

„Wir hätten es nicht wagen dürfen“, erwiederte die Frau. „Unser Clanskern hätte uns töten lassen.“

Turmier-Böhl beugte sich lauernd vor.

„Aber jetzt wagt ihr es? Ausgerechnet jetzt, da Gryden-Holmes euer neuer Clanskern geworden ist?“ Er lachte schrill. „Er wird euch tagelang foltern, wenn er erfährt, daß ihr hier seid, und dann wird er euch töten. Ihr wißt nicht, wen ihr als neuen Herrn habt.“

Die siebzehn Frauen und Männer, die vor dem Clanskopf auf dem Boden kauerten, hoben protestierend die Arme.

„Aber nein! Nein“, rief die Fyrerin, die das Wort führte. „Das sind Verleumdungen. Verzeih, wenn ich dir widerspreche. Gryden-Holmes ist ein guter Clanskern. Er hat uns befreit. Er gibt uns die Rechte wieder, die uns jahrelang vorenthalten worden sind. Seit er unser Clanskern ist, können wir wieder frei atmen. Er würde niemanden von uns töten, wenn wir uns über ihn beschweren würden, sondern uns sogar belohnen. Er sagt, wir haben viele Rechte, aber wir können sie nur wahrnehmen, wenn wir den Mut haben, dafür auch einzustehen.“

Verwundert blickte Turmier-Böhl seine Leibwächter an, während er den Fyrern des Gryden-Holmes-Clans mit lebhaften Gesten befahl, den Raum zu verlassen.

„Man hat mich falsch informiert“, lamentierte der Clanskopf. „Man hat mir Gryden-Holmes als reißende Bestie geschildert, aber er ist genau das Gegenteil.“

„Laß dich nicht täuschen“, bat einer der Leibwächter. „Diese Demonstranten ...“

„... sagen die Wahrheit“, unterbrach ihn der Clanskopf heftig. „Das konnte jeder erkennen, der auch nur ein Fünkchen Verstand hat. Laßt Gryden-Holmes in Ruhe. Ich glaube nicht, daß er die aggressiven Pläne hat, die ihr ihm unterstellt. Seien wir froh, daß der Anschlag auf ihn gescheitert ist.“

Turmier-Böhl ahnte nicht, daß Gryden-Holmes die Männer und Frauen, die sich für ihn eingesetzt hatten, auf dem Gang vor der Tür empfing und reichlich belohnte.

Der neuernannte Clanskern ging noch etwas weiter und ließ allen Mitgliedern seines Clans eine Sonderration eines Genußmittels zukommen, das seit Jahren äußerst knapp und von seinem Vorgänger für sich selbst reserviert worden war.

„Man muß dem Volk hin und wieder Zucker geben, um es bei Laune zu halten“, sagte er zu einem seiner Leibwächter. „Um so besser kann man ihm danach Sand in die Augen streuen.“

Ierze-Twei, die alte Frau, wartete vor seinem Wohntrakt, in dem zahlreiche Männer und Roboter an der Neugestaltung arbeiteten. Gryden-Holmes dachte gar nicht daran, die Wohnung seines Vorgängers unverändert zu übernehmen. Er wußte, daß unter den Handwerkern Spione der anderen Clanskerne waren, die ihn sorgfältig beobachteten.

Deshalb legte er Wert darauf, den Eindruck entstehen zu lassen, daß er sich für eine sehr lange Zeit in dieser Wohnung einrichten wollte. Seine Konkurrenten sollten glauben, daß er mit dem Ziel, das er erreicht hatte, zufrieden war. Je umfangreicher er seine neue Wohnung ausbaute, desto überzeugender mußte seine Behauptung sein, daß er gar nicht daran denke, um den Thron des Clanskopfes zu kämpfen.

„Was führt dich zu mir, alte Hexe?“ fragte er die Frau.

„Palo-Tryk, der Liebling deines Konkurrenten Palk-Palm, ist auf dem Weg zur Kampfschule“, berichtete sie. „Er haßt die Kurse, und er würde ihnen liebend gern ausweichen, wenn er nur könnte. Du kannst ihn noch abfangen, wenn du willst.“

Gryden-Holmes zögerte keine Sekunde, der Empfehlung der Alten zu folgen, und wenig später trat er wie zufällig auf einen Gang hinaus, als sich ihm der junge Palo-Tryk gerade durch eine Tür näherte. Der Clanskern gab sich überrascht. Er blieb stehen und streckte die Arme wie zur Begrüßung zu den Seiten aus, so daß Palo-Tryk auf keinen Fall an ihm vorbeigehen konnte.

„Welch eine Überraschung“, sagte er freundlich. „Eine solche Gelegenheit kann ich nicht ungenutzt lassen, dich zu einer Kavernenfrucht einzuladen.“

Palo-Tryk blieb stehen und blickte ihn unsicher an. Eine solche Einladung auszuschlagen, wäre eine grobe Unhöflichkeit gewesen. Zudem galten Kavernenfrüchte als Delikatessen von äußerstem Seltenheitswert. Die wenigsten Fyrer hatten jemals eine solche Frucht gegessen, aber die meisten träumten von ihrem Genuß.

„Ich habe gehört, daß es in diesem Jahr kaum welche gibt“, antwortete der junge Mann.

Gryden-Holmes lachte.

„Man muß nur Beziehungen haben“, entgegnete er. „Das ist auch der Grund dafür, daß ich so viele Neider habe. Sollte ich aber verzichten, nur weil mir andere etwas nicht gönnen?“

Palo-Tryk folgte dem Clanskern in einen schmalen Gang, an dessen Wänden kostbare Tücher zum Verkauf hingen, die mit kunstvollen Stickereien versehen waren. Zahlreiche Besucher von anderen Clans drängten sich hier, um solche Tücher zu erstehen. Die Fyrer galten im Kreis der anderen Clans als Künstler, und nirgendwo im Vorhof des Loolandre wurden Tücher oder Wandteppiche vergleichbarer Art angeboten. Sie aber waren der einzige Schmuck in vielen der zumeist nüchtern und kalt eingerichteten Machtnischen.

Palo-Tryk sah sich erstaunt um. Niemals zuvor war er mit wirklich offenen Augen durch diesen Mondabschnitt gegangen. Jetzt begriff er, ohne daß Gryden-Holmes etwas zu sagen brauchte, daß der Handel manches ermöglichte, was anderswo ausgeschlossen war. Zugleich bewunderte er den Clanskern neben sich, der es offenbar verstand, die Vorteile optimal für sich zu nutzen. Er verfolgte, daß Gryden-Holmes von Fyrern wie von den Vertretern anderer Clans respektvoll begrüßt wurde, und er erfaßte, daß dieser Clanskern bedeutender war, als er bisher angenommen hatte. An der Seite von Palk-Palm hatte er so etwas noch nie erlebt.

Gryden-Holmes führte ihn plaudernd in einen matt erleuchteten Raum, in dem zahlreiche Fremde an Tischen saßen und Delikatessen verzehrten, von denen Palo-Tryk bisher nur geträumt hatte. Exotische Düfte verwirrten seine Sinne, und aus dem Dunkel tauchten verführerisch aussehende Fyrerinnen auf, um sie zu einem Tisch zu geleiten.

4.

Palo-Tryk erinnerte sich am nächsten Tag noch daran, daß ein Bote gekommen war und Gryden-Holmes zum Clanskopf gerufen, und daß der Clanskern sich mit dem Ausdruck größten Bedauerns verabschiedet hatte. Alles andere war ihm entfallen, als er unter dem rötlich schimmernden Licht einer bogenförmigen Lampe erwachte.

Er versuchte aufzustehen, doch der Kopf tat ihm so weh, und zugleich wurde ihm so übel, daß er sich rasch wieder auf das Lager sinken ließ.

Erschrocken blickte er auf sein Chronometer.

Mehr als ein halber Tag ist vergangen! erkannte er und wollte erneut aufstehen. Doch nun erfaßte ihn ein eigenartiges Gefühl. Er meinte, auf einer angenehm weichen Unterlage zu ruhen und mit ihr in die Schwerelosigkeit hinauszugleiten, während sich das Licht über ihm veränderte und sich zu einer Kaskade flirrender Leuchtstreifen verwandelte.

„Palo-Tryk“, ertönte eine scharfe Stimme. „Hast du den Verstand verloren?“

Er riß die Augen auf und atmete einige Male tief durch, um die Übelkeit zu vertreiben.

Wie aus einem wallenden Nebel tauchte das Gesicht von Gryden-Holmes vor ihm auf. Die sechs Augen blickten ihn mißbilligend an.

„Was habe ich getan?“ stammelte der junge Mann.

„Du hast dich mit den Weibern eingelassen und dir von ihnen die Traumpfeife geben lassen. Du wolltest ihnen imponieren. Und das alles, obwohl du wußtest, daß heute die Abstimmung ist!“

Palo-Tryk schloß die Augen. Er erinnerte sich. War er nicht auf einem schwebenden Gerät durch eine Märchenlandschaft geglitten? Wie betäubt war er von der Schönheit dessen gewesen, was ihn umgeben hatte.

„Die verbotene Drogé“, flüsterte er.

„Die verbotene Drogé“, bestätigte der Clanskern.

„Ich bin vernichtet. Wenn Palk-Palm es erfährt, verstößt er mich. Meine Zukunft ist ruiniert.“

„Es tut mir leid“, sagte Gryden-Holmes. „Es tut mir wirklich leid. Ich wollte, ich könnte etwas für dich tun.“

Es war meine Schuld. Wenn ich nicht gegangen wäre...“

„Du mußtest zum Clanskopf“, stöhnte Palo-Tryk.

„Das ist richtig. Ich hatte keine Wahl.“

„Ich hätte mich von den Weibern nicht beschwatschen lassen dürfen. Niemals zuvor haben Frauen mich so...“

Er verstummte und preßte die Hände vor das Gesicht. Als er sie wieder sinken ließ, war er allein. Gryden-Holmes hatte ihn verlassen.

Palo-Tryk kämpfte sich hoch. Er glitt von dem Lager und kroch auf allen vieren über den Boden.

„Gryden-Holmes“, krächzte er. „Clanskern! Bitte, du darfst Palk-Palm nichts verraten ...“

Aber Gryden-Holmes hörte nichts mehr. Die Tür war längst hinter ihm zugefallen.

Palo-Tryk sah den Clanskern erst am nächsten Tag bei der großen Sitzung wieder, als alle zehn Clanskerne sich in der Halle des Clanskopfs versammelten, um über eine Angelegenheit zu entscheiden, bei der es um Einfluß und Macht von Palk-Palm ging. Palo-Tryk wußte nur wenig über die Stimmenverhältnisse und die tiefere Bedeutung dieses Treffens. Eines aber hatte er ebenso begriffen wie alle anderen im Saal, angefangen vom Clanskopf bis hin zu den Helfern und Leibwächtern der Clanskerne. Wenn Palk-Palm die Abstimmung nicht gewann, rückte Gryden-Holmes in eine Position auf, in der er so gut wie nicht mehr angreifbar war. Palk-Palm warf Gryden-Holmes vor, gerade eine solche Stellung anzustreben.

„Er will den Clanskopf stürzen, um selbst die Macht über uns alle zu übernehmen“, hatte er gesagt. Palo-Tryk erinnerte sich sehr gut an diese Worte.

Er war noch immer von der Drogé benommen, die er leichtsinnigerweise eingenommen hatte, und er hatte zu kosmetischen Mitteln greifen müssen, um die Spuren zu übertünchen.

Noch hatte Palk-Palm nichts gemerkt. Er konzentrierte sich voll und ganz auf den Abstimmungskampf gegen Gryden-Holmes, der sich bescheiden gab und den Eindruck zu erwecken versuchte, daß er damit zufrieden war, Clanskern geworden zu sein. Palo-Tryk beobachtete ihn, wie er besänftigend auf einen anderen Clanskern einredete.

Er will ihm weismachen, daß es ihm nicht um die Macht geht, und daß sich niemand vor ihm zu fürchten braucht, dachte Palo-Tryk. Dabei ist er ein Ungeheuer. Ein Monster, das vor keinem Mittel zurückschreckt, um seine Ziele zu erreichen. Er hat mich in eine Falle gelockt, mich Weibern ausgeliefert, die genau wußten, was sie zu tun hatten. Ich habe mich als so schwach erwiesen, wie er mich eingeschätzt hat, und ich habe die Fehler begangen, die mir das Genick brechen werden, wenn er will. Gnade habe ich von ihm bestimmt nicht zu erwarten.

Die Abstimmung begann. Jeder der Clanskerne hatte drei Stimmen, von denen eine von ihm selbst abgegeben werden mußte, während die beiden anderen auch von seinen Assistenten abgegeben werden konnten.

Mit blauen Karten signalisierten die Clanskerne ihr Einverständnis mit der neuen Bestimmung und votierten damit zugleich für einen Machtzuwachs für Palk-Palm. Mit Rot lehnten sie sie ab und schlossen sich damit der Meinung von Gryden-Holmes an.

Palo Tryk verfolgte die Abstimmung mit atemloser Spannung. Er hatte gehofft, daß sie klar für die eine oder die andere Seite ausfallen würde, so daß er nichts weiter zu tun hatte, als seine blaue Karte abzugeben.

Da auch der Clanskopf an der Abstimmung teilnahm, mußten einunddreißig Karten auf den Tisch in der Mitte des Saales gelegt werden.

Der Clanskopf hatte seine Karte bereits abgegeben. Es war eine rote Karte gewesen - rot für Gryden-Holmes. Damit hatte der Herrscher sich als unvermutet schwach und wankelmütig erwiesen. Gryden-Holmes registrierte es mit unbewegter Miene. Er war sich dessen sicher, daß Turmier-Böhl den Mordanschlag auf ihn verübt hatte, und daß er nun so etwas wie Abbitte leisten wollte. Gryden-Holmes hatte nur Verachtung für ihn übrig, die er jedoch wohlweislich vor ihm verbarg.

Somit lagen nun bereits 15 rote Karten auf dem Tisch. Gryden-Holmes aber hatte seine drei Karten noch nicht abgegeben. Jeder in der Runde glaubte, daß er die Abstimmung gewonnen hatte. Nur noch seine Karten und die Palk-Palms fehlten, ausgerechnet diejenigen der beiden Kontrahenten.

Da erhob sich Gryden-Holmes zur Überraschung aller und hielt drei blaue Karten in die Höhe. Er trat an den Tisch heran und legte sie hin. Bisher waren neun blaue Karten gefallen. Nun waren es zwölf.

Ein Raunen ging durch den Saal.

„Ich habe es dir gleich gesagt“, flüsterte der Clanskern Tovo-Hastib einem anderen Clanskern zu. „Gryden-Holmes ist nicht der machthungrige Bursche für den ihr ihn alle haltet. Er selbst hat für Palk-Palm entschieden, der offenbar sein Glück noch nicht zu fassen weiß. Mit fünfzehn Stimmen hat Palk-Palm gewonnen. Fünfzehn, das wäre Stimmen-gleichheit. Genug für ihn!“

Palk-Palm ging nach vorn. Mit hochmütiger Geste ließ er zwei blaue Karten auf den Tisch fallen, drehte sich dann um und winkte Palo-Tryk, seinen Schützling zu sich heran.

Palo-Tryk fühlte den Schlag seines Herzens bis in den Hals hinauf. Erst jetzt erkannte er den wahren Umfang der Intrige, in die ihn Gryden-Holmes verstrickt hatte. Gryden-Holmes konnte ihn mühelos vernichten. Er brauchte nur etwas von der Traumdroge zu sagen, um ihn bis an sein Lebensende bis auf die niedrigste soziale Stufe hinabzuschleudern.

Palo-Tryk ging nach vorn. Er bewegte sich unsicher voran. Er fürchtete zu stolpern und sich vor dem Hohen Hause zu blamieren. Krampfhaft hielt er die Karte fest, die er noch unter der Kleidung verbarg. Er zog sie erst heraus, als er den Tisch erreicht hatte.

Ich muß es tun! sagte er sich. Wenn Palk-Palm mich verstößt, wird Gryden-Holmes mich aufnehmen. Ich muß es tun. Es geht nicht anders.

Er ließ die Karte auf den Tisch fallen. Es war eine rote Karte.

Palk-Palm schrie entsetzt auf, als er sah, daß sein Schützling sich gegen ihn und für Gryden-Holmes entschieden hatte. Er wandte sich um und stürmte davon, während Gryden-Holmes dem jungen Mann wohlwollend zunickte.

Er hat genau gewußt, daß es so kommt, erkannte Palo-Tryk. Er ist ein Monster, und er hat sein Meisterstück geliefert. Er hat sie alle getäuscht und Palk-Palm zugleich lächerlich gemacht.

Mit hängenden Schultern verließ er den Saal.

Ich bin in seiner Hand. Ich muß für ihn kämpfen. Und wahrscheinlich ist das allein richtig. Er wird den Clanskopf stürzen, und wenn die Clansmutter tatsächlich kommen sollte, wird er der neue Clanskopf sein. Er ist die Macht! Und schon immer hat der Mächtige diejenigen gefressen, von denen er keinen ernsthaften Widerstand zu befürchten brauchte.

*

„Loanda“, sagte Mac Vormy. „Ich habe auf dich gewartet.“

Er stand vor dem Antigravschacht, der zu ihrer Wohnung führte und lächelte unsicher.

„Wir sollten uns aussprechen, Loanda.“

Sie blieb zögernd stehen. Sie mochte Mac Vormy, und sie wollte keinen Bruch mit ihm. Sie wußte schon lange, wie eifersüchtig er war, und es hatte manche Auseinandersetzung gegeben, die er aus diesem Grund verursacht hatte. Sie hatte sich damit abgefunden, sich jedoch nicht daran gewöhnt.

„Natürlich, Mac“, erwiderte sie.

„Gut. Wir gehen in deine Wohnung und reden über alles. Ich habe mich dumm benommen.“

Er legte den Arm um sie und wollte sie in den Antigravschacht drängen. Doch Loanda stemmte sich ihm entgegen.

„Nein“, bat sie erschrocken. „Nicht jetzt. Wenn du willst, können wir uns in einer Stunde in der Messe treffen.“

„Ach, was“, lachte er. „Soviel wirst du schon nicht zu tun haben. Wir gehen in deinen Wohntrakt.“

Dort ist Nachor von dem Loolandre, dachte sie gequält. Mac darf ihn nicht sehen.

„Komm, Mac“, schmeichelte sie und drückte sich an ihn. „Begreife doch. Es geht wirklich nicht. Ich habe zu tun. Das Schiff ist in Schwierigkeiten.“

„Ach - und alles hängt von dir ab, wie?“

„Jetzt fängst du schon wieder an.“

„Verzeih, es war nicht so gemeint.“

Sie entfernte sich einige Schritte vom Antigravschacht und streckte die Rechte auffordernd aus.

„Komm, wir nehmen einen Drink. Ich habe Durst.“

Etwas in seinen Augen hätte sie warnen sollen, doch sie achtete nicht darauf. Sie dachte nur daran, daß der Armadaprinz in ihrer Wohnung war, und daß Mac Vormy es auf keinen Fall erfahren durfte. Sie ahnte nicht, daß er es längst wußte und in ihrem Verhalten einen Beweis für ihre Untreue sah.

„Also gut“, stimmte er zu. „Nehmen wir einen Drink.“

Er führte sie zu einer Messe, in der sich mehr als hundert Besatzungsmitglieder aufhielten, und führte sie zur Theke, an der sie von computergesteuerten Einrichtungen bedient

wurden. Er plauderte über seine Arbeit und allerlei unwichtige Dinge, wich jedoch sofort aus, als Loanda auf ihre kleine Auseinandersetzung zu sprechen kam.

Sie merkte sehr bald, daß es ihm darauf ankam, das Gespräch so lange wie möglich auszudehnen, während sie sich bemühte, ein Ende zu finden.

„Versteh das doch“, flehte sie endlich. „Ich habe wirklich zu tun und kann es mir nicht leisten, soviel Zeit zu verschwenden.“

„Was um alles in der Welt könnte so eilig sein?“ fragte er. „Woran arbeitest du überhaupt?“

„An dem Problem Formenergie“, erklärte sie. „Wir ... ich habe einige Versuche laufen, die ich überwachen muß. Die Ergebnisse könnten wichtig für das Schiff sein.“

„Dann geh doch“, erwiderte er verärgert. „Laß mich allein, wenn dir das so wichtig ist.“

„Du glaubst mir nicht.“

„In der Tat - nein. Ich glaube dir nicht.“ Er glitt vom Barhocker und eilte davon, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Loanda schwankte. Sie wollte ihm folgen, wußte jedoch auch, daß Nachor Hilfe benötigte. Konnte sie nicht später auch noch mit Mac reden?

Ich habe schon viel zuviel Zeit verschwendet, warf sie sich vor. Vielleicht trocknet das Auge aus, ohne daß er sich helfen kann, weil ich nicht bei ihm bin. Mac wird sich schon wieder beruhigen.

Sie ahnte nicht, daß Mac Vormy sie beobachtete, als sie aus der Messe hastete und zum Antigravschacht hinübereilte, und als sie ihren Wohntrakt betrat, dachte sie nicht mehr an ihn, sondern nur noch an ihren Patienten.

Nachor von dem Loolandre lag auf ihrem Bett und überdeckte das Facettenauge mit beiden Händen.

„Wie geht es dir?“ fragte sie ängstlich. „Ist es besser geworden?“

Sie wußte schon, daß es nicht so war, noch bevor er antwortete, und sie vernahm seine Worte wie aus weiter Ferne, als er die Hände sinken ließ und damit den Blick auf das Facettenauge freigab. Ihr stockte der Atem. Das Auge sah grau und stumpf aus, und breite Risse spalteten es in mehrere Teile auf. Die Armadaflamme brannte matt über seinem Kopf. Sie schien kurz vor dem Erlöschen zu sein.

„Oh, mein Gott, Nachor“, stammelte sie entsetzt. „Das habe ich nicht geahnt.“

„Es hat nichts mit dem Bordklima zu tun“, flüsterte er mühsam. „Es muß etwas anderes sein.“

„Du mußt mit mir zu einem Medo-Roboter gehen. Es ist nicht weit. Nur ein Deck höher.“

„Ich bleibe hier“, erwiderte er. „So soll mich niemand sonst sehen.“

„Ich könnte eine bewegliche Medo-Einheit hier herholen.“

„Beeile dich.“

Loanda stürzte auf den Gang hinaus. In diesen Minuten dachte sie nur daran, wie sie dem Armadaprinzen so schnell wie möglich helfen konnte. Sie kam gar nicht auf den Gedanken, die Hauptleitzentrale zu verständigen, was naheliegend und allein richtig gewesen wäre.

Kaum war Loanda in einem Antigravschacht verschwunden, als Mac Vormy aus einem Gang hervortrat. Er eilte zu der Tür ihres Wohntrakts und griff nach dem stabförmigen Desintegratorstrahler, den er unter seiner Jacke verbarg.

In diesem Moment kamen drei Männer, die mit ihm in einem Labor arbeiteten, aus dem Antigravschacht. Sie lachten und scherzten ausgelassen, als sie ihn sahen.

„Mensch, Mac“, rief einer von ihnen. „Ich habe deine Loanda gerade ein Deck höher gesehen. Im Arm eines dunkelhäutigen Schönlings. Die siehst du heute nicht mehr wieder. Ganz verliebt haben sie getan. Komm mit uns in die Messe. Da kannst du deinen Kummer ertränken. Davon hast du mehr, als hier zu warten.“

Vormy schob den Desintegrator unbemerkt wieder in die Tasche zurück und lächelte gequält.

„So, sie ist gar nicht hier? Ihr wollt mich aufziehen.“

„Nein, nein“, antwortete Terez Teyl wohlwollend. „Wir haben sie wirklich oben getroffen. Sie war allerdings allein. Und nun komm. Du bist uns noch was schuldig.“

Sie legten ihre Arme um ihn und schleppten ihn mit. Er sträubte sich nicht länger. Er wollte zunächst sagen, daß er auf Loanda warten wollte, doch er fürchtete ihren Spott und schloß sich ihnen daher lieber an.

Loanda wäre auf jeden Fall zu spät zurückgekehrt, um Nanchor von dem Loolandre vor ihm zu retten, denn sie kam erst nach langen Minuten wieder, eine Zeit, in der ein Zweikampf zwischen dem stark geschwächten Armadaprinzen und Vormy längst entschieden gewesen wäre. An ihrer Seite schwebte ein kastenförmiger Medo-Roboter.

Der Mann mit dem Facettenauge lag bleich und erschöpft auf dem Bett. Der Zustand seines Auges hatte sich weiter verschlechtert.

„Bist du es, Loanda?“ fragte er.

„Ja“, erwiderte sie. „Ich habe einen Roboter mitgebracht, der dir helfen wird.“

„Hoffentlich kann er es.“

„Bestimmt. Kannst du ihn sehen?“

„Nein!“

„Ich muß noch einmal weg. Ich muß Rhodan informieren.“

„Nein“, erwiderte er scharf und befehlend.

Erschrocken blieb sie an der Tür stehen, die sie bereits geöffnet hatte.

„Warum nicht?“

„Ich kann mich niemandem in diesem Zustand zeigen“, erklärte er. „Es ist schon schlimm genug für mich, daß du mich so siehst.“

„Aber es muß sein, Nanchor. Rhodan und die anderen können dir viel besser helfen als ich. Sie haben mehr Erfahrung. Sie wissen, was sie tun müssen. Und sie sind deine Freunde. Vergiß das nicht.“

„Ich sagte - nein!“

Der Ton, in dem er sprach, war so hart und kalt, daß es ihr den Atem verschlug. Sie brauchte einige Zeit, um sich von dem Schlag zu erholen, den er ihr damit versetzt hatte. Währenddessen nahm der Medo-Roboter seine Arbeit auf.

„Ich glaube, ich verstehe dich“, sagte die Wissenschaftlerin schließlich behutsam. „Mir erginge es wohl ähnlich. Dennoch sollte zumindest Perry Rhodan Bescheid wissen. Du bist ungeheuer wichtig für ihn und für uns alle. Was sollen wir im Loolandre ohne dich?“

Nanchor von dem Loolandre lachte bitter.

„Noch bin ich nicht tot, Loanda!“

„Hast du schon einmal daran gedacht, was für eine Verantwortung du mir aufbürdest?“

„Du wirst damit fertig werden.“

„Ich könnte Rhodan sagen, daß du krank bist, aber nicht willst, daß jemand dich sieht.“

„Das würde Gucky anlocken.“

„Und wenn schon.“

„Nein!“

„Wäre es so schlimm?“

„Es würde mich umbringen. Das hat nichts mit Eitelkeit zu tun. Ich ertrage es einfach nicht, mich so zeigen zu müssen. Schon jetzt habe ich Mühe, mich gegen meine eigenen Emotionen zu behaupten. Sie würden mich töten, wenn noch jemand außer dir hier wäre.“

Loanda setzte sich seufzend auf einen Hocker. Sie verstand den Armadaprinzen. Sein Anblick war in der Tat schrecklich. Das Auge verfiel immer mehr. Die Trockenheit ließ es aufplatzen, so daß Spalt auf Spalt entstand.

„Es kann keine Krankheit sein“, flüsterte Nachor von dem Loolandre. „Es muß etwas anderes sein. Geh ins Labor. Vielleicht findest du die Antwort dort.“

„Im Labor? Glaubst du, daß wir uns mit irgend etwas beschäftigt haben, was dich geschädigt hat?“

„Es ist eine Vermutung. Mehr nicht. Nun geh schon.“

Loanda strich sich müde das Haar aus der Stirn. Sie hatte das Gefühl, einen schweren Fehler zu machen, als sie den Raum verließ.

*

Gryden-Holmes glitt leicht wie eine Feder die Stufen zu dem Sessel hinauf - dem Thron des Clanskerns - und ließ sich in die Polster sinken. Er wußte, daß er ein gehöriges Stück auf seinem Weg vorangekommen war. Seine Mitarbeiter und die Leibwächter verharrten am Fuß der Treppe und blickten erwartungsvoll zu ihm auf.

Sie waren alle von ihm abhängig und hofften, in seinem Schatten das große Geschäft zu machen. Er sollte auch ihnen zu einem angenehmen Leben verhelfen.

Palo-Tryk befand sich unter ihnen. Neben ihm stand Ierze-Twei. Die alte Frau hob einen ihrer gefiederten Arme empor, um auf sich aufmerksam zu machen, und der Clanskern winkte sie zu sich heran. Keuchend schleppte sie sich die Stufen zu ihm empor. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, doch anstatt auf die Knie zu fallen, wie es die meisten seiner Untertanen getan hätten, stützte sie sich vertraulich auf eine Armlehne seines Sessels und beugte sich zu ihm hin.

„Hör zu, du überaus schlauer Clanskern“, krächzte sie. „Allmählich sehe ich die Flotte deutlicher, die in den Vorhof eingedrungen ist.“

„Es gibt technische Einrichtungen, mit deren Hilfe die Clansköpfe sich wahrscheinlich längst informiert haben.“

„Natürlich“, bestätigte sie. „Turmier-Böhl und die anderen neun Clansköpfe wissen Bescheid. Aber nur ich kenne den Namen des großen Raumschiffs, das den anderen voranfliegt.“

„Nämlich?“

„Es ist die BASIS. Unsterbliche sind an Bord.“

„Unsterbliche?“ Seine Augen begannen zu leuchten. „Soll ich dich so verstehen, daß ich die Unsterblichkeit gewinnen kann, wenn ich ...?“

„Nein, daran glaube ich nicht. Sei nicht so unbescheiden. Sei froh, wenn es dir gelingt, Clanskopf der Fyrer zu werden. Du hast die Möglichkeit dazu.“

„Und wie?“

„Der Clanskopf Iralasong greift die Flotte bereits an. Mit negativer Formenergie. Damit bremst er sie ab, so daß sie kaum noch vorankommt.“

„Mit negativer Formenergie?“ Gryden-Holmes lachte leise. „Damit kann er sie kaum vernichten.“

„Turmier-Böhl, der Clanskopf der Fyrer, hat die entscheidende Waffe in der Hand. Er kann die gesamte Flotte verbunkern, und er wird es versuchen. Wenn es ihm gelingt, hat er die größte Beute aller Zeiten gemacht. Sein Ansehen wird ins Unermeßliche steigen, und für dich wird es so gut wie unmöglich sein, ihn abzulösen. Vor allem dann, wenn die Clansmutter bei uns eintreffen sollte.“

„Viele rechnen mit der Clansmutter.“

„Ich weiß. Aber davon rede ich nicht. Du kannst deine Pläne begraben, wenn du nicht schnell genug handelst. Hast du mich verstanden?“

„Deutlich genug warst du ja, alte Hexe“, erwiderte er.

Sie lachte krächzend, drehte sich um und kehrte zu den anderen zurück.

Gryden-Holmes blickte sinnend auf seine Anhänger hinab. Er war sich dessen sicher, daß er sich auf alle bis auf einen verlassen konnte. Palo-Tryk war nicht aus Überzeugung in diesem Raum, sondern weil er keine andere Wahl gehabt hatte.

Er kann jederzeit wieder abspringen, erkannte der Clanskern. Aber der Teufel soll mich holen, wenn mich nicht gerade das reizt.

„Turmier-Böhl muß weg“, sagte er. „Turmier-Böhl ist schwach und wankelmüsig. Er ist eine Gefahr für unser Volk, das unter seiner Führung niemals unter die ersten zehn aller Clans aufrücken wird.“

Der einzige, der überrascht zu sein schien, war Palo-Tryk. Die anderen mochten sich längst selbst ausgerechnet haben, daß er irgendwann offen aussprechen würde, was er wirklich plante.

„Turmier-Böhl hat dir seine Stimme gegeben“, rief der junge Mann.

„Weil er ein Narr ist“, lachte der Clanskern. „Wir werden Turmier-Böhl und seine Leibwächter in eine Falle locken.“

„Er hat die stärkste Streitmacht des ganzen Clans“, bemerkte Palo-Tryk.

„Sie wird fallen“, versprach Gryden-Holmes.

*

Verzweifelt durchsuchte Loanda Seray die Versuchsanordnungen, mit denen Nachor von dem Loolandre gearbeitet hatte. Während ihrer Abwesenheit hatte er nahezu alles verändert, so daß sie sich kaum noch auskannte.

Erschrocken fuhr sie auf, als Gucky so dicht vor ihr materialisierte, daß sein Nagezahn fast ihre Nase berührte.

„Mußte das sein?“ fragte sie. „Du bringst mich völlig durcheinander.“

„Was ist mit dem Armadaprinzen?“

„Er ist krank“, antwortete sie, da sie wußte, daß ihre Gedanken offen vor ihm lagen. Es hätte keinen Sinn gehabt, jetzt noch etwas verschleiern zu wollen. „Sein Auge trocknet aus und zerreißt.“

„Und er will niemanden sehen?“

„Richtig.“

„Er meint es wirklich ernst.“ Das war eine Feststellung, die er traf, nachdem er ihre Gedankeninhalte ausgelotet hatte.

„Ja. Er leidet nicht nur physisch, sondern vor allem psychisch. Und ich weiß nicht, wo die Ursache liegt.“

Sie zeigte auf die Geräte, mit denen sie gearbeitet hatte.

„Irgendwo hier muß das Geheimnis verborgen sein. Er scheint davon überzeugt zu sein.“

„Und was macht dich so unsicher, daß du nicht mehr weißt, was du von den Experimenten denken sollst?“

Loanda lächelte müde.

„Wozu soll ich es noch sagen?“ erwiederte sie. „Meine Gedanken liegen offen vor dir.“

„Sie sind ungewöhnlich. Du bist also nicht sicher, ob Nachor reif für die Klapsmühle ist, oder ob er tatsächlich versucht hat, die Existenz von negativer Formenergie in unserer Nähe nachzuweisen?“

Loanda setzte sich. Sie blickte ins Leere.

„Genau das. Nur kann ich mir kein rechtes Bild von der Existenz negativer Formenergie machen.“

„Ich auch nicht“, entgegnete der Ilt. „Aber das spielt keine Rolle. Es gibt bestimmt jemanden an Bord, der das kann.“

Er verschwand ebenso plötzlich, wie er erschienen war.

Er springt zu Perry und erzählt ihm, was mit Nachor ist, fuhr es ihr durch den Kopf. Und Perry wird sofort zu Nachor gehen. Ich muß es verhindern.

Überstürzt verließ sie das Labor und hastete zur Hauptleitzentrale. Erleichtert atmete sie auf, als sie Rhodan neben Waylon Javier sitzen sah. Gucky hielt sich nicht in der Zentrale auf, doch er erschien, während die Wissenschaftlerin noch überlegte, wie sie Rhodan beibringen sollte, daß es Nachor von dem Loolandre schlecht ging. Der Ilt materialisierte auf dem Steuerleitpult vor Rhodan.

„Perry“, rief er und zeigte auf Loanda. „Da ist jemand mit einer dringenden Nachricht für dich.“

Rhodan erhob sich. Er kannte Loanda nicht. Er wußte lediglich, daß der Armadaprinz um eine wissenschaftliche Assistentin gebeten hatte, und ihm war sofort klar, daß Loanda dies sein mußte.

„Was ist mit Nachor?“ fragte er daher.

„Ich fürchte, er ist schwer erkrankt“, erwiederte sie.

„Lebensgefährlich“, ergänzte Gucky in einem Ton, als sei alles gar nicht so schlimm.

„Aber du darfst auf keinen Fall zu ihm gehen. Er will niemanden sehen“, warf Loanda ein.

„Der Grund dafür ist negative Formenergie“, verkündete der Ilt. „Ich habe Chmekyr gefragt. Er ist der gleichen Meinung. Er meint, daß negative Formenergie auf uns abgeschossen wird, und daß sie dafür verantwortlich ist, daß die BASIS und mit ihr wenigstens hundert andere Raumschiffe soviel Fahrt verloren haben, daß sie nun praktisch stillstehen.

„Einigt euch darauf, wer von euch reden will“, sagte Rhodan.

„Geht nicht“, behauptete Gucky. „Jeder von uns weiß nur einen Teil des Ganzen.“

„Wir werden mit negativer Formenergie angegriffen?“ Rhodan schüttelte den Kopf. Es war schwer für ihn, diese Behauptung so ohne weiteres hinzunehmen. „Und damit werden wir abgebremst? Wir haben absolut nichts festgestellt, was auf die BASIS einwirkt. Keinerlei Energie.“

„Ist ja auch negativ, diese Energie“, bemerkte der Mausbiber. „Und dazu noch Formenergie.“

„Sie bremst die Flotte ab“, sagte Loanda. „Und sie wirkt auf irgendeine Weise auf Nachor von dem Loolandre ein. Mir ist jetzt klar, daß wir ihn gegen diese Energien abschirmen müssen, wenn wir ihn retten wollen.“

Sie eröffnete Rhodan mit knappen Worten, was geschehen war, und wie es um den Armadaprinzen stand.

„Vielleicht haben wir Glück, und das Auge verheilt wieder, wenn wir die negativen Energien von ihm abhalten“, schloß sie. „Wenn wir aber etwas unternehmen, dann darf Nachor nichts davon bemerken.“

„Geh zu ihm“, befahl Rhodan. „Wir werden alles andere übernehmen.“

Loanda Seray verließ erleichtert die Hauptleitzentrale. Sie war froh, daß sie Rhodan informiert hatte, und sie zweifelte nicht daran, daß er diskret genug vorgehen und auf den seelischen Zustand des Armadaprinzen Rücksicht nehmen würde.

Am Ausgang drehte sie sich noch einmal um und blickte zurück. Abgesehen von ihrem kürzlichen vergeblichen Vorstoß war sie noch nie in der Hauptleitzentrale gewesen, und irgendwie hatte sie sich immer vorgestellt, daß dies eine weitgehend leere Halle sein müsse. Doch in der Hauptleitzentrale wimmelte es geradezu von Männern und Frauen der Besatzung.

Natürlich, dachte sie. Alles was Rang und Namen hat, ist hier, um nach einem Weg aus der Falle zu suchen.

Langsam wandte sie sich ab und ging.

5.

Perry Rhodan rief weitere der wichtigsten Persönlichkeiten der BASIS zu sich. Unter ihnen waren Sato Ambush, der Pararealist, Les Zeron, der Nexialist, der den Beinamen „Backenhörnchen“ trug, Jen Salik, dessen Ideenreichtum willkommen sein mußte, Jercy gehl An, der Cygride, dessen Sachlichkeit Rhodan in dieser Situation besonders schätzte, Alaska Saedelaere, Gesil, Gucky, Fellmer Lloyd, der Telepath, und einige andere mehr, von denen Rhodan hoffte, daß sie helfen konnten. Darüber hinaus konnte er sich auf die Verbindung zur Hamiller-Tube stützen, um auch in dieser Hinsicht jede sich bietende Möglichkeit zu nutzen. Ergänzt wurde diese Runde durch eine Reihe von Wissenschaftlern, von denen die meisten sich bisher ebenfalls vergeblich mit dem Phänomen befaßt hatten, das die BASIS und wenigstens hundert Raumschiffe der folgenden Flotte bis zum Stillstand gebracht hatte.

Rhodan schilderte kurz, was er erfahren hatte, und fügte dann hinzu: „Bei allem, was wir planen und anschließend hoffentlich auch ausführen können, müssen wir berücksichtigen, daß Nachor davon nicht das geringste bemerken darf. Er ist krank, und wir müssen ihm helfen.“

„Falsch“, rief Gucky laut.

„Richtig“, warf Fellmer Lloyd ein.

Rhodan blickte ihn überrascht an.

„Was soll das?“ fragte er. „Was ist nun richtig, und was ist falsch?“

„Richtig ist, was Gucky gesagt hat“, erwiderte der Telepath.

Die Armadaflamme über dem Kopf Rhodans flackerte. Ein deutliches Zeichen seiner Erregung.

„Das müßt ihr mir schon näher erklären.“

„Kann ich nicht“, behauptete der Ilt.

Rhodan brachte mit abwehrender Geste einen Wissenschaftler zum Schweigen, der sich mit einer Frage in den Dialog einschalten wollte.

„Jetzt ist wirklich nicht die Zeit für Scherze“, tadelte er den Mausbiber.

Gucky antwortete nicht. Er blickte zur Decke, als habe er dort etwas ungeheuer Interessantes entdeckt.

„Ich muß den Kleinen in Schutz nehmen.“ Fellmer Lloyd trat näher an Rhodan und Gesil heran. „Ich habe ebenfalls einen Impuls aufgefangen. Er kam im gleichen Moment, in dem du festgestellt hast, daß Nachor von dem Loolandre krank ist.“

„Von wem kam der Impuls?“

„Tut mir leid. Ich habe keine Ahnung.“

„Dann ist der Armadaprinz nicht krank?“ fragte Alaska verwundert.

„Nein“, schrillte Gucky.

„Nein“, bekräftigte Lloyd.

„So kommen wir nicht weiter, Fellmer“, sagte Rhodan. „Wir haben einen eindeutigen Bericht von Loanda Seray vorliegen. Danach geht es Nachor sehr schlecht.“

„Richtig!“ Guckys Augen blitzten.

„Stimmt“, nickte Fellmer Lloyd.

„Drückt euch endlich klarer aus“, forderte Rhodan.

„Er lacht“, staunte der Ilt.

„Tatsächlich. Ich habe auch ein Gelächter gehört. Da ist irgend etwas oder irgend jemand an Bord, der sich über uns lustig macht“, fügte Fellmer Lloyd hinzu.

„Wer?“ fragte Rhodan. „Was hat er mit Nachor zu tun?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Lloyd. „Gucky und ich empfangen immer nur Bruchstücke seiner Gedanken. Er läßt uns gerade das wissen, was er uns wissen lassen will. Mir scheint, er hat Nachor fest in der Hand, und er will ihn sterben lassen.“

„Stimmt“, bestätigte der Ilt.

Er preßte die Hände gegen den Kopf und blickte Rhodan gequält an.

„Eben dachte ich, es sei Chmekyr“, sagte er. „Aber jetzt bin ich ganz sicher, daß er nichts damit zu tun hat.“

„Es ist nur eine Vermutung, Perry“, erklärte Fellmer Lloyd. „Ich glaube, es ist jemand an Bord, der die negativen Formenergien in sich sammelt und auf Nachor ausstrahlt, um ihn auf diese Weise zu töten.“

Lloyd blickte sich hilflos um.

„Es ist nur eine Überlegung, gestützt auf ein paar Gedankenfetzen, die ich aufgefangen habe. Irgend jemandem gefällt vielleicht nicht, daß Nachor zum Loolandre zurückkehrt.“

„Versucht, ihn oder es zu finden“, erwiderte Rhodan. „Gucky. Fellmer - verlaßt die Zentrale, damit ihr nicht von uns abgelenkt werdet. Schnell. Für Nachor kommt es wahrscheinlich auf Minuten an.“

„Das ist richtig“, bestätigte Fellmer Lloyd. „Viel Zeit hat er wirklich nicht mehr.“

Er blickte auf die Bildschirme der Zentrale, auf denen nur wenig zu erkennen war. Im Vorhof des Loolandre zeichnete sich nicht eine einzige Sonne klar und deutlich ab. Fellmer hatte den Eindruck einer düsteren „Atmosphäre“, in der das Licht der Sterne regelrecht verschluckt wurde.

Die bisherigen Versuche, etwas über den Charakter des Vorhofs des Loolandre zu erfahren, hatten keine greifbaren Ergebnisse gebracht, obwohl die gesamte Technik der BASIS eingesetzt worden war. Bisher konnte man nur vermuten, daß der Vorhof die Form einer Kugelschale hatte, und daß er den eigentlichen Loolandre umschloß, einen Raumsektor mit einem Durchmesser von etwa drei Lichtjahren.

Die Wissenschaftler der BASIS hatten die Dicke der Vorhof-Kugelschale auf etwa ein halbes Lichtjahr geschätzt, so daß für den gesamten Loolandre mit dem ihn umschließenden Vorhof ein Durchmesser von vier Lichtjahren angenommen werden konnte. Die BASIS und ein Teil der vereinigten Flotten steckten mehr oder minder hilflos in der Kugelschale des Vorhofs, während der Rest der Flotte relativ frei vor dem Bereich operieren konnte, in dem die Antriebskräfte wirkungslos verpufften.

Fellmer Lloyd mußte daran denken, daß in den vergangenen Stunden nicht nur zahlreiche Funksprüche zwischen der BASIS und dem Rest der Flotte hin und her gegangen waren, sondern daß auch zahlreiche Beiboote von der BASIS zu anderen Flotteneinheiten geflogen waren. Ihnen war es allerdings nur möglich gewesen, sich von dem Loolandre zu entfernen. Wenn sie von den Flotteneinheiten zur BASIS zurückkehrten, dann schien es, als ob sie durch einen immer dicker werdenden Brei flögen, so daß sie schließlich selbst mit höchster Triebwerksleistung nur meterweise vorankamen und die BASIS mit knapper Not erreichten. Der BASIS selbst aber war eine Umkehr nicht möglich.

Von irgendwoher mußte ein fremdes Lebewesen oder doch ein Ding, das eigenständig handeln konnte, zur BASIS gekommen sein und sich hier eingenistet haben. Dieses Geschöpf war offenbar über den abbremsenden Effekt erhaben. Es mußte sich blitzschnell bewegt haben und über einen hervorragenden Ortungsschutz verfügen, denn sonst hätte es die Abwehrschranken der BASIS niemals unbemerkt überwinden können.

Nach Stunden hektischer Arbeit kehrte nun ein wenig Ruhe in der Hauptleitzentrale ein. Die versammelten Wissenschaftler und Führungspersönlichkeiten schienen mit ihrem Latein am Ende zu sein. Unzählige Vorschläge waren unterbreitet worden, und immer wieder hatte der Kommandant versucht, die BASIS aus der Falle zu befreien, ohne jedoch den geringsten Erfolg zu erzielen.

Mittlerweile waren die Triebwerke heruntergeschaltet worden.

Fellmer Lloyd wandte sich ab und entfernte sich von der Zentrale. Vor wenigen Sekunden war er noch ganz sicher gewesen, daß er den unheimlichen Angreifer, der Nachortöten wollte, im vorderen Bereich der BASIS finden würde. Jetzt zweifelte er plötzlich. Er horchte, empfing jedoch keine psionischen Signale.

Der oder das Fremde schwieg und setzte sein zerstörerisches Werk fort.

*

Gryden-Holmes blickte auf einen matt schimmernden Bildschirm, auf dem sich ein aufgedunsenes, mit Narben übersätes Gesicht abzeichnete. Ein Gesicht mit zwei gelben, unergründlichen Augen, einer schnabelartig gekrümmten Nase und einem breiten Mund, aus dem ein halbes Dutzend gelber Schneidezähne hervorragte. Sie erweckten den Eindruck, als ob Gryden-Holmes' Gegenüber ständig grinse.

Zottiges Haar fiel dem Wesen über die Stirn bis fast zu den Augen herab.

„Ich habe von dir gehört, Gryden-Holmes“, sagte das Wesen. „Und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß du noch heute der neue Clanskopf des Fyrer-Clans sein wirst.“

„Du bist ein kluger Kopf, Iralasong“, erwiderte Gryden-Holmes vorsichtig. „Und du scheinst über mehr Informationen zu verfügen als Turmier-Böhl, der noch amtierende Clanskopf.“

Die gelben Augen Iralasongs blitzten höhnisch. Er lachte, zog dabei die Lippen weit zurück und entblößte weitere Zahnreihen eines Gebisses, das einem mordlüsternen Raubtier zur Ehre gereicht hätte.

„Turmier-Böhl ist ein Trottel“, erklärte er. „Ich habe Ärger mit ihm gehabt, und ich will ihn beseitigt wissen. Im Vorhof ist kein Platz für Weichlinge wie ihn. Dafür ist unsere Aufgabe zu wichtig. Wir aber, Gryden-Holmes, du und ich, wir könnten eine prächtige Einheit abgeben, die alle anderen Clansköpfe an die Wand spielt. Verstehst du?“

„Allerdings, Iralasong. Du könntest recht haben.“

„Ich habe meine Informanten bei euch. Sie haben mir berichtet, was in den letzten Tagen geschehen ist. Ich kenne dich besser, als du dir vorstellen kannst.“

„Du schmeichelst mir.“

„Habe ich überhaupt nicht vor. Ich will nur eins. Ich will Turmier-Böhl beseitigen.“

„Was verlangst du?“

„Nur wenig. Meine Schützer werden bei euch eindringen. Durch die Schleuse „Caston“. Von dort sind es nur ein paar Schritte bis zum Bereich des Clanskopfs. Du hast nichts weiter zu tun, als dafür zu sorgen, daß die Schleusen sich öffnen. Alles weitere erledige ich. Das hat für dich den Vorteil, daß dich niemand verdächtigen kann. Bei meinem Angriff wirst du dich am entgegengesetzten Ende der Machtnische aufhalten, so daß man dir nichts vorwerfen kann.“

„Du scheinst mir ein guter Strateg zu sein.“

„Bin ich“, entgegnete Iralasong lachend. „Während Turmier-Böhl immer noch überlegt, ob wir die fremde Flotte mit zusätzlichen Mitteln angreifen sollen, oder ob negative Formenergie genügt, habe ich ein Werkzeug an Bord gebracht, das einen unliebsamen Gegner aus dem Weg räumen wird. Und der Kommandant des Schiffes hat bis jetzt noch nicht einmal etwas gemerkt. Signale, die ich laufend empfange, zeigen es mir an.“

Er lachte dröhnend.

„Sie versuchen alles, um aus der Falle zu entkommen, aber vergeblich. Sie sitzen fest. Sie können weder vor noch zurück, und andere Schiffe können sie auch nicht mit Hilfe von Traktorstrahlen herausziehen. Eigentlich fehlt nur noch der letzte, absolut vernichtende Schlag.“

Gryden-Holmes erkannte plötzlich, daß er keine andere Wahl hatte. Er mußte sich jetzt entscheiden, Turmier-Böhl abzulösen. Später, wenn die fremde Flotte endgültig gescheitert oder gar vernichtet worden war, würde Iralasong ihm nicht mehr die Möglichkeit dazu geben, denn eines war Gryden-Holmes nun wirklich klar geworden: Iralasong war der mächtigste aller Clansköpfe.

Über ihm stand nur noch die Clansmutter, von der alle Welt redete, und die offenbar in den nächsten Stunden oder Tagen im Vorhof des Loolandre erscheinen würde.

„Also?“ fragte Iralasong.

„Die Schleuse wird offen sein“, erwiederte Gryden-Holmes.

„Ausgezeichnet“, lobte der andere, lachte dröhnend, drehte sich um und entfernte sich von der Kamera, die sein Bild übermittelte.

Gryden-Holmes erschauerte, als er Iralasong in voller Größe sah.

Der Irtuffe, Clanskopf in der Machtnische Wavz, war ein etwa zwei Meter hohes, humanoides Wesen. Obwohl Gryden-Holmes recht gut über Iralasong Bescheid wußte, dachte er im ersten Moment, dieser habe drei Beine. Dann aber erinnerte er sich daran, daß dieses zusätzliche Bein nur eine Stütze für den Symbionten Tringlejo war, der als gewaltiger Buckel auf dem Rücken Iralasongs hockte, und den Iralasong zuweilen auch „sein schlechtes Gewissen“ nannte.

Das Bild erlosch, und Gryden-Holmes lehnte sich in die Polster seines Sessels zurück.

Nicht nur Iralasong trägt einen solchen Symbionten, erinnerte er sich. Jeder Irtuffe hat so einen. Ierze-Twei, die alte Hexe, hat es mir gesagt. Iralasong hat in den vergangenen Jahren viele solcher Symbionten herangezüchtet. Er spricht von ihnen als seinen Experten. Es sind paranormal begabte Wesen, und sie sollen Iralasong geradezu hündisch ergebene Sklaven sein.

Gryden-Holmes griff nach einem Glas und trank etwas von einer hellen Flüssigkeit.

Iralasong hat einen von diesen Experten an Bord der BASIS gebracht und ihm den Befehl erteilt, eine der wichtigsten Persönlichkeiten unter den Fremden umzubringen. Nicht schlecht. Ein Geniestreich. Er versucht, die Machtstruktur des Schiffes von innen her aufzubrechen. Wenn es ihm gelingt, kann er sich vor der Clansmutter damit brüsten, daß er die Flotte der Fremden neutralisiert oder vielleicht gar vernichtet hat.

Gryden-Holmes fuhr sich mit beiden Händen über den Schnabel.

„Ich muß es mit ihm aufnehmen“, murmelte er. „Iralasong ist vermutlich tatsächlich das Monster, das die Hölle ausgespuckt hat. Um so interessanter wird der Kampf gegen ihn werden.“

Er erhob sich und ging in den Nebenraum, in dem seine Leibwächter auf ihn warteten. Es waren quallenähnliche Wesen. Aus ihrer Körpermitte stieg eine Art Stamm auf, der mit zahllosen, vielfarbigem Fangfäden besetzt war. Mit Hilfe dieser Fangfäden konnten die Leibwächter Tausende von winzigen Giftpfeilen abschießen, die für die meisten Lebewesen absolut tödlich waren.

Er gab den Wächtern den Befehl, die Schleuse „Caston“ für die Angreifer zu präparieren.

„Wenn alles gut geht, bin ich morgen Clanskopf“, schloß er. „Dann habt auch ihr es geschafft. Ich werde jetzt zu den anderen Clanskernen gehen und ein bißchen Werbung für mich machen.“

Er gab seinen Helfern noch einige Hinweise, um zu verhindern, daß er mit dem Anschlag in Verbindung gebracht wurde. Dann verließ er den Raum, mit sich und der Entwicklung der Dinge vollauf zufrieden.

Sorge machte ihm allein, daß er nicht wußte, wann die Clansmutter eintreffen würde.

*

Nachor von dem Loolandre schien dem Tode nahe zu sein.

Loanda Seray hielt seinen linken Arm. Sie fühlte, daß der Pulsschlag immer schwächer wurde, und sie las die Anzeige des Medo-Roboters, aus der hervorging, daß die Maschine dem Armadaprinzen nicht mehr helfen konnte.

Doch dann belebte sich der Puls plötzlich wieder, und Nachor stöhnte leise. Seine Lippen bewegten sich zuckend, und sie beugte sich rasch über ihn. Sie hörte, daß sich die Tür hinter ihr öffnete, aber sie drehte sich nicht um, weil es ihr wichtiger war zu erfahren, was der Armadaprinz ihr mitteilen wollte.

„Bringe mich hier heraus“, hauchten seine Lippen. „Ich bin nicht krank. Jemand will mich töten.“

Diese Worte ergaben für sie keinen Sinn, aber sie war einfühlsam genug, ihm nicht zu widersprechen.

„Der Roboter wird dich tragen“, erwiderte sie.

Seine Wangen röteten sich, und mit einer unglaublichen Energieleistung, die sie ihm nicht mehr zugetraut hätte, richtete er sich auf.

„Niemand wird mich tragen“, brachte er mühsam hervor und tastete nach ihrem Arm.

„Du kannst nicht gehen. Du bist zu schwach.“

Doch er ließ sich nicht zurückdrängen. Loanda fürchtete, daß er seine letzten Lebensenergien opferte, nur um auf die Beine zu kommen, aber sie spürte, daß sie ihm nachgehen mußte.

Vielleicht ist in diesem Schiffsreich tatsächlich etwas, was ihm schadet, dachte sie. Vielleicht hat er recht und ist gar nicht krank.

„Niemand darf mich so sehen“, mahnte er sie. „Gib mir etwas, womit ich das Auge bedecken kann.“

Sie trug eine leichte Jacke über ihrer Bluse. Das war das einzige, was sie ihm anbieten konnte. Sie zog sie rasch aus, riß das Rückenteil heraus und legte es ihm behutsam um den Kopf. Dann half sie ihm auf, indem sie sich seinen Arm um die Schultern legte. Er war schwer, und sie brach unter seinem Gewicht fast zusammen, aber sie gab nicht nach. Sie schlepppte ihn zur Tür und wunderte sich darüber, daß diese geschlossen war. Hatte sie nicht gehört, daß jemand sie geöffnet hatte?

Der Gang vor ihrer Wohnung war leer. Loanda atmete auf. Es wäre über ihre Kräfte gegangen, jetzt noch lange Erklärungen abzugeben.

Sie war vollkommen erschöpft und einem Zusammenbruch nahe, als sie endlich den Antigravschacht erreicht hatte. Sie ließ sich zusammen mit dem Armadaprinzen hineinfallen und nach oben tragen. Da die Last nun von ihr gewichen war, erholte sie sich schnell. Aber auch Nachor kam wieder zu Kräften.

„Du hast es gut gemeint“, sagte er mit erstaunlich klarer Stimme, „aber in deiner Wohnung haben sich alle negativen Kräfte konzentriert. Sie wirkten auf mich ein und hätten mich fast getötet.“

„Du sprichst von negativer Formenergie?“

„Nicht nur. Da ist auch jemand, der die negativen Kräfte auf mich konzentriert. Ihr müßt ihn bald finden, sonst bringt er nicht nur mich um, sondern euch alle.“

6.

Fellmer Lloyd blieb stehen, als ihn ein telepathischer Impuls des Ilts erreichte.

Er oder sie oder es ist irgendwo zwischen uns beiden, meldete Gucky. Ich habe eben einen Gedanken aufgefangen.

Der Telepath war etwa tausend Meter von der Hauptleitzentrale entfernt. Etwa so groß war auch der Abstand zwischen ihm und dem Mausbiber, der sich im hinteren Teil der

BASIS aufhielt. Wenn das gesuchte Objekt oder das gesuchte Wesen sich tatsächlich zwischen ihnen aufhielt, dann war der Spielraum, der ihm blieb, immer noch beängstigend groß.

Fellmer Lloyd erreichte einen breiten Gang, der am Haupttriebwerksbereich entlangführte. Hier hielten sich nahezu zweihundert Besatzungsmitglieder auf. Die meisten standen in Gruppen zusammen und diskutierten über die Lage, in der sich die BASIS befand. Über die Interkomschirme kamen hin und wieder Informationen. Fellmer brauchte niemanden zu fragen, um zu erfassen, daß sich nichts geändert hatte. Nach wie vor saß die BASIS unverrückbar in der Falle.

Plötzlich schien vor ihm etwas in grellem Licht zu explodieren. Geblendet schloß er die Augen, und er hob unwillkürlich die Arme, verspürte jedoch keine Druckwelle, und er vernahm keinen Detonationslärm. Verwundert ließ er die Arme sinken und öffnete die Augen. Einige Frauen, die in seiner Nähe gestanden hatten, kamen besorgt zu ihm.

„Ist etwas mit dir nicht in Ordnung?“ fragte eine von ihnen.

Sie haben nichts davon bemerkt, signalisierte ihm der Ilt. Weißt du jetzt, wie ich einen Impuls aus gebündelter, negativer Formenergie aufgefangen habe?

Ich habe begriffen, Kleiner!

Fellmer Lloyd beruhigte die Frauen und begann zu rennen. Seltsamerweise glaubte er, genau zu wissen, wo das fremde Wesen sich verbarg.

Denkst du, daß Chmekyr dahintersteckt? fragte er den Ilt.

Ausgeschlossen. Mein Freund hat nichts damit zu tun.

Bist du sicher?

Ganz sicher.

Wo ist Chmekyr?

Keine Ahnung.

Fellmer schob sich an einigen Männern vorbei und stürmte durch eine Tür. Wenige Meter vor ihm materialisierte Gucky vor einem Antigravschacht. Und wiederum blitzte es vor Lloyd auf - die psionische Schockwelle erweckte abermals den Eindruck blendender Helligkeit, so daß er unwillkürlich die Augen schloß.

„Er ist hier irgendwo“, rief der Ilt. „Komm. Schnell.“

Telekinetisch öffnete er eine verriegelte Panzertür, die zum Triebwerksbereich führte.

Ein länglicher Schatten schoß vom Boden mehrere Meter senkrecht in die Höhe und verschwand in einer Öffnung in der Decke. Gucky versuchte zu teleportieren, doch ein weiterer psionischer Blitz schleuderte ihn zurück bis in die Arme Fellmer Lloyds.

„Das war er“, kreischte der Ilt erzürnt. „Er hat es gewagt!“

Empört stemmte er die Fäuste in die Seite.

„Warum folgst du ihm nicht?“ fragte Fellmer.

„Geht nicht. Irgend etwas hat mich blockiert. Gleich bin ich wieder fit, aber ein paar Sekunden brauche ich noch, bis ich das überwunden habe.“

„Jedenfalls wissen wir jetzt, daß es nicht Chmekyr ist. Ich habe zwar keine Einzelheiten erkannt, aber es muß ein etwa zwei Meter langes, schlankes Wesen sein.“

„Chmekyr ist es nicht. Der Pförtner ist selbst in Schwierigkeiten. Dieses Ding belästigt auch ihn. Er muß hier irgendwo in der Nähe sein.“

Fellmer Lloyd blickte Gucky verwundert an. Er empfing weder Impulse von dem Pförtner noch von dem rätselhaften Wesen, dem sie so dicht auf der Spur gewesen waren.

Gucky streckte ihm auffordernd die Hand entgegen.

„Komm“, sagte er. „Wir springen hinter dem Ding her. Es wird mich nicht noch einmal überraschen. Wir jagen es so lange, bis wir es in die Ecke oder in den Weltraum hinausgetrieben haben.“

„Und dann?“ fragte der Telepath.

„Du hast eine Waffe“, erwiderte der Mausbiber ernst. „Du mußt sie gebrauchen, wenn du willst, daß Nachor überlebt.“

Fellmer nahm die Hand des Ilt mit der einen und legte die andere Hand an den Kolben seines Energiestrahlers.

Gucky teleportierte mit ihm drei Decks nach oben. Sie materialisierten in einer Halle, kaum fünfzig Meter von einem der dreißig Nugas-Schwarzschild-Reaktoren entfernt.

Und wieder sahen sie das fremde Geschöpf. Es raste unmittelbar an einem positronischen Schaltelement entlang, und es sah so seltsam aus, daß die beiden Mutanten sekundenlang zögerten.

Es hatte einen relativ kleinen Rumpfkörper, der wie ein quadratischer Buckel aussah und entfernt dem Gehäuse einer Riesenschildkröte ähnelte. Von diesem Körper gingen eine Reihe von dünnen Fäden aus, die ein kastenförmiges Metallgebilde hielten. Der Rumpf bewegte sich auf einem langen, kräftigen Schwanz, der mehr als anderthalb Meter lang war und unglaublich geschmeidig und flink vor- und zurück schnellte.

„Das ist er“, schrie Gucky. „Schnell.“

Fellmer Lloyd überwand seine Überraschung. Er schoß. Ein nadelfeiner Energiestrahl raste auf das Wesen zu und schlug in das Gerät, das er trug. Dieses explodierte lautlos und unter verblüffenden Erscheinungen. Schwarze Strahlen zuckten daraus hervor wie die Feuerstrahlen eines zündenden Explosivstoffs. Dann breitete sich laut- und drucklos eine hell leuchtende Wolke aus. Fellmer und Gucky wurden von ihr erfaßt, aber sie wurden lediglich geblendet und spürten sonst nichts.

Als die Helligkeit schwand und die beiden Mutanten wieder sehen konnten, entdeckten sie das fremde Wesen, das sich noch einige Meter weitergeschleppt hatte, dann jedoch leblos zusammengebrochen war.

„Zerstrahle es“, riet der Ilt. „Dann haben wir keine Sorgen mehr damit.“

„Das würden mir die Wissenschaftler vermutlich sehr verübeln“, widersprach Fellmer Lloyd. „Lieber nicht. Sie werden es untersuchen wollen.“

„Wie du meinst.“ Der Ilt griff telekinetisch nach dem fremdartigen Geschöpf und bog es auseinander, bis es in ganzer Länge vor ihnen lag.

„Es ist wirklich tot“, stellte Fellmer Lloyd fest. „Die Schockwelle muß es getötet haben. Ich habe es jedenfalls nicht getroffen. Es hat keine äußerlich erkennbaren Verletzungen.“

„Ob es intelligent war?“

„Ich hatte nicht den Eindruck. Ich bin noch nicht einmal sicher, daß es ein Lebewesen war.“

„Es hat gelebt.“

„Es könnte synthetisch entstanden sein.“

Fellmer Lloyd ging zum nächsten Interkom, um einen Kosmobiologen zu verständigen.

*

Der Armadaprinz zuckte heftig zusammen, bäumte sich dann ruckartig auf und krallte seine Hände in die Arme der jungen Frau. Dann erschlaffte die hochgewachsene Gestalt, und die Hände lösten sich kraftlos von ihr.

Erschrocken griff Loanda nach dem Einäugigen und zog sich an ihn heran. Sie fühlte seinen Puls und stellte ebenso verwundert wie erleichtert fest, daß er kräftig schlug.

Sie blickte ihn prüfend an. Die Haut an seinen Händen war überall aufgeplatzt. Das Auge mochte noch schlimmer aussehen. Sie wagte nicht, das Tuch anzuheben, weil sie fürchtete, den Anblick des Auges nicht ertragen zu können.

Irgend etwas ist passiert, dachte sie. Er wird wieder kräftiger. Vielleicht ist es mit dem schädigenden Einfluß vorbei.

Sie trieben an eine Öffnung heran, und Loanda drängte Nachor auf einen Gang hinaus. Mühsam fing sie ihn auf, damit er nicht zu Boden stürzte. Doch er war so schwer, daß sie ihn nicht lange halten konnte. Deshalb rief sie einen Roboter, der in der Nähe stand, zu Hilfe.

„Ich muß ihn zu einem Medo-Roboter bringen“, sagte sie. „Hilf mir. Aber wenn er wach wird, mußt du sofort verschwinden.“

Sie wußte nicht, was sie sonst hätte tun können. Solange Nachor nicht merkte, daß sie ihn entgegen seinen Anweisungen doch von einem Roboter stützen ließ, war alles gut. Sie mußte ihn zu einer medizinischen Versorgungsstation bringen. War er dort nicht am besten aufgehoben? Zumindest konnte ein Medo-Roboter dafür sorgen, daß seine Lebensfunktionen nicht erloschen.

Der Roboter nahm ihr den Armadaprinzen ab, trug ihn in eine nahe Medo-Kabine und hob ihn dort auf eine Liege.

„Schnell. Geh“, befahl sie hastig.

Der Roboter verließ den Raum wortlos, und Loanda setzte sich auf einen Hocker. Sie strich sich eine Locke aus der Stirn und blickte zu dem Armadaprinzen hinüber.

„Wie geht es ihm?“ fragte sie den Medo-Roboter.

„Die Wunden an den Händen beginnen zu heilen. Das Auge...“

Von dem Auge, seinem inneren Aufbau und einer möglichen Therapie konnte die Maschine nichts wissen.

„Laß es in Ruhe“, rief sie erschrocken. „Rühre es nicht an. Hast du verstanden? Keine Experimente. Keine Sondierungen.“

„Wie du willst.“

Loanda schluckte mühsam. Ihr Hals war trocken, als hätte sie seit Stunden nichts mehr getrunken. Sie erhob sich.

„Ich bin gleich wieder da“, sagte sie zu dem Roboter. „Ich gehe in die nächste Messe. Ich muß etwas trinken.“

Es wäre nicht nötig gewesen, die Maschine zu informieren oder die Station zu verlassen. Auch hier hätte sie kaltes Wasser erhalten können. Loanda ging, ohne darüber nachzudenken. Sie verließ die Kabine, und ihr wurde bewußt, wie müde und erschöpft sie war. Die Messe war nur etwa hundert Meter von ihr entfernt, aber die Strecke dorthin schien endlos zu sein.

Vielleicht sollte ich Perry wissen lassen, daß es Nachor besser geht, dachte sie, als sie einen Saft trank. Das wäre eine Sorge weniger für ihn.

Sie saß auf einem Stuhl und konnte sich nicht entschließen, aufzustehen. Die Augen fielen ihr zu, und am liebsten hätte sie sich irgendwo zum Schlafen hingelegt.

Plötzlich aber ging ein Ruck durch die BASIS.

Er war nur schwach. Die meiste Energie mochte von den Andruckabsorbern aufgefangen worden sein, doch er war spürbar.

Irgend etwas ist geschehen! erkannte Loanda. Es muß etwas passiert sein.

Sie erhob sich und eilte zum Wasserautomaten. Sie zapfte eiskaltes Wasser ab und spritzte es sich ins Gesicht. Dann verließ sie die Messe. Die Müdigkeit war wie verflogen. Irgend etwas an dem seit Stunden währenden Zustand der BASIS hatte sich verändert. War es dem Kommandanten endlich gelungen, das Raumschiff aus der Energie absorbirenden Falle zu lösen?

Sie wollte ein Interkomgerät einschalten, beschloß dann aber, erst nach Nachor von dem Loolandre zu sehen.

Wenn er wieder zu sich gekommen ist, muß er es wissen, dachte sie. Das wird ihm helfen.

Sie öffnete die Tür zur Medo-Kabine und blickte bestürzt auf das Bett, auf dem Nachor von dem Loolandre gelegen hatte. Es war leer! Auf dem Papiertuch zeichnete sich noch ab, wo der Armadaprinz gelegen hatte. Der Medo-Roboter hatte seine Sonden und Instrumente eingefahren. Er war abgeschaltet worden.

„Was ist los?“ fragte sie. „Hat er sich so schnell erholt? Das kann doch nicht sein.“

„Ein Mann ist gekommen und hat ihn mitgenommen“, antwortete der Roboter. „Er war noch nicht wieder bei Bewußtsein.“

„Abgeholt? Du lügst.“ Sie schüttelte den Kopf, während sie sich dessen bewußt wurde, wie unsinnig ihre Anschuldigung war. „Wer hat ihn abgeholt?“

Die Maschine antwortete nicht. Sie war auch gar nicht in der Lage, ihre Auskunft zu präzisieren.

*

Gryden-Holmes hatte nie zuvor unter einer derartigen nervlichen Anspannung gestanden wie in diesen Stunden, in denen es darum ging, Herrscher über den Clan der Fyrer zu werden.

Er stolzierte zwischen den anderen Clanskernen umher, die sich zu einer Besprechung der Lage in den Räumen des Clanskerns Palk-Palm getroffen hatten. Noch zeichnete sich keine klare Entscheidung ab. Die einen waren der Ansicht, es genügte, die Spitze der anfliegenden Flotte unbekannter Raumschiffe zu vernichten, die anderen hielten es für besser, die Flotte noch tiefer in die Falle zu locken, um möglichst viele Raumer auszuschalten. Sie fürchteten die Rache des übrigen Teils der Flotte, der vorläufig noch nicht angegriffen werden konnte. Zu den Befürwortern dieses Planes gehörte auch Palk-Palm.

Gryden-Holmes hielt sich noch zurück. Er dachte mehr an Iralasong und seinen verweigerten Plan als an die fremde Flotte. Er war ohnehin davon überzeugt, daß es ihnen keine Probleme bereiten würde, sie nach Belieben zu behandeln. Er glaubte, daß ihre militärische Macht vollkommen neutralisiert war, und daß sie sich aus eigener Kraft nie mehr befreien konnte.

Es geht nur darum, auf welche Art wir sie vernichten, dachte er, während er so tat, als ob er Palk-Palm zuhöre. Alles andere ist unnützes Gerede.

Zu lange war es her, daß Raumschiffe in den Vorhof des Loolandre vorgestoßen waren. Ereignisse dieser Art waren äußerst selten. Entsprechend unterbeschäftigt war die Abwehrmacht der Clans. Die Folge war, daß einige Führungspersönlichkeiten nicht genügend auf den Ernstfall vorbereitet waren.

Sie haben sich mehr damit beschäftigt, sich gegenseitig zu bekämpfen, als den Loolandre zu verteidigen, dachte Gryden-Holmes. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. Einige glucksen aufgeregt herum. Sie sind völlig hilflos. Sie warten nur darauf, daß jemand das Heft in die Hand nimmt. Unbegreiflich, daß jemand wie Turmier-Böhl jemals Clanskopf werden konnte, und noch schwerer zu verstehen, daß jemand wir Iralasong uns nicht längst unterjocht, vielleicht gar zu Leibwächtern degradiert hat. Verständlich aber, daß wir Fyrer nicht zu den zehn wichtigsten Clans gehören. Mit solchen Clanskernen werden wir es nie. Die Lage hätte kaum günstiger für mich sein können.

„Wir sollten wirklich nicht länger warten“, rief einer der Clanskerne. „Wenn wir die eingefangenen Raumschiffe vernichten, werden wir ja sehen, wie die Kommandanten der anderen reagieren.“

„Sie werden die Flucht ergreifen“, gab Palk-Palm abermals zu bedenken. „Sie werden Verstärkung holen und uns früher oder später tödlich bedrohen. Unsere Aufgabe ist es ...“

„Verzeih mir, daß ich mich einmische“, sagte Gryden-Holmes. „Wir alle wissen, was unsere Aufgabe ist.“

„Wenn Ordoban sein Schweigen ...“

„Darum geht es jetzt wirklich nicht“, schnitt ihm Gryden-Holmes das Wort ab. „Wir müssen eine militärische Lage bewältigen. Das ist alles.“

In diesem Moment flog die Tür auf, und drei Fyrer stürzten herein. Es waren Boten, die rote Rückentücher trugen. Ihnen war erlaubt, überall einzutreten, sofern sie wichtige Nachrichten zu übermitteln hatten. Die Hautsäcke über ihren Schnäbeln waren feuerrot. Ein deutliches Zeichen ihrer Erregung. Weit quollen die sechs Augen daraus hervor.

„Der Clanskopf ist tot“, brüllte einer von ihnen.

„Man hat Turmier-Böhl ermordet“, rief ein anderer.

„Man hat ihn ermordet?“ fragte Palk-Palm mit bebender Stimme. „Aber das ist ja... Jetzt muß man mich... Das ändert die Lage völlig. Man muß mich ... Ich meine, die Clanskerne müssen einen neuen Clanskopf wählen.“

Er sprang auf einen Tisch und breitete die Arme aus, wobei er sie so drehte, daß die Federn steil nach oben standen und sich weit abspreizten.

„Habt ihr es gehört? Turmier-Böhl ist tot. Wir haben keinen Clanskopf. Jetzt gilt es zu handeln. Wir brauchen eine starke Hand, die uns aus der Unentschlossenheit herausführt.“

Die anderen Clanskerne blickten ihn bestürzt an. Sekundenlang sprach keiner von ihnen. Dann trat Gryden-Holmes langsam vor.

„Seltsam“, sagte er. „Du scheinst überhaupt nicht überrascht zu sein. Der Tod des edlen Turmier-Böhl scheint dich nicht zu erschüttern. So wie uns. Du denkst nur daran, seine Nachfolge anzutreten. Deine Eitelkeit hat dich bis auf den Tisch hinaufgetrieben. Wirklich seltsam. Ich kann dir nicht zusehen. Die Trauer um Turmier-Böhl, der sich stets bemüht hat, uns ein guter Herrscher zu sein, läßt meine Augen tränern.“

Er wandte sich ab.

Palk-Palm ließ betroffen die Flügel hängen. Er wußte, daß Gryden-Holmes ihm einen vernichtenden Schlag versetzt hatte.

„Komm herunter von dem Tisch“, forderte ihn Bals-Troberk auf. Er war ein schon alter Clanskern, der erheblichen Einfluß auf die anderen hatte. „Du bist ein wenig zu übereifrig. Sei froh, daß wir das Problem der fremden Flotte am Hals haben, sonst könnten wir versucht sein, dein Verhalten sehr eingehend zu untersuchen.“

Gryden-Holmes fuhr herum.

„Oh, nein! So nicht“, rief er. Er gab sich so empört, daß die anderen jedes seiner Worte begierig aufnahmen. „Niemand soll glauben, daß wir den Tod Turmier-Böhls so ohne weiteres hinnehmen werden. Die Mörder werden für ihre Tat bezahlen. Wer auch immer hinter diesem Anschlag steckt, er wird dafür büßen müssen.“

Er blickte Palk-Palm zornig an, als sei er sicher, daß dieser der Mörder war, und Palk-Palm machte den Fehler, ängstlich zu schweigen.

„Wir müssen eine Entscheidung fällen“, fuhr Gryden-Holmes energisch fort. „Gerade in dieser Situation können wir uns nicht auf lange Diskussionen einlassen. Wir müssen die Flotte vernichten, damit sie uns und vor allem dem Loolandre nicht gefährlich werden kann, und wir müssen einen neuen Clanskopf haben. In Zeiten, in denen sich nichts ereignet, was Ordoban gefährdet, kommen wir mit einem Clanskopf aus, der nach innen hin ein guter Herrscher ist. In diesen Zeiten aber benötigen wir einen Mann der Tat.“

„Einen Mann wie dich“, bemerkte Bals-Troberk.

„Nein! Auf keinen Fall ihn“, protestierte Palk-Palm.

Das war dein größter Fehler! dachte Gryden-Holmes. Jetzt glauben sie erst recht, daß du etwas mit der Eliminierung von Turmier-Böhl zu tun hast und fürchtest, von mir überführt zu werden.

Gryden-Holmes war keineswegs überrascht, als er Minuten später zum neuen Clanskopf gewählt wurde. Er erhielt nur eine Gegenstimme. Die von Palk-Palm.

„Wir greifen an“, befahl er, als der Wahlvorgang abgeschlossen war, und er sich mit einigen knappen Worten für die Wahl bedankt hatte. „Wir bunkern die Fremden ein. Danach werden die Bunkernasen den Rest erledigen.“

Seine quallenförmigen Leibwächter kamen herein und umringten ihn.

„Begleitet mich in die Kampfzentrale“, befahl der neue Clanskopf. „Kommt mit.“

Seine Leibwächter eilten ihm voran. Sie bahnten ihm und den Clanskernen eine Gasse durch die Menge, die sich auf den Gängen versammelt hatte und begierig auf Informationen wartete. Die meisten Männer und Frauen begriffen sofort, als sie Gryden-Holmes an der Spitze der Gruppe und abgeschirmt von den quallenartigen Leibwächtern sahen.

„Gryden-Holmes ist der neue Clanskopf“, riefen sie, und die Nachricht verbreitete sich rasend schnell über die ganze Machtnische.

Jubelrufe wurden laut. Die Fyrer begrüßten ihren neuen Herrscher, und niemand wagte, Kritik laut werden zu lassen.

Bis zur militärischen Kampfzentrale war es nicht weit. Sie war mit mehr als dreißig Männern und Frauen besetzt, die ehrerbietig aufsprangen, als die Gruppe der Mächtigen eintrat.

Gryden-Holmes kannte sich in der Zentrale aus. Wie alle Clanskerne war auch er hier einige Stunden lang ausgebildet worden. Er ging zu einem Schaltpult, über dem - auf einem Bildschirm - der auf der Durststrecke eingefangene Teil der Galaktischen Flotte zu sehen war.

„Ist das Bunkergeschütz ausgerichtet?“ fragte er.

„Es ist ausgerichtet und schußbereit“, antwortete einer der Offiziere. „Du brauchst nur diesen Knopf...“

„Ich weiß“, wehrte Gryden-Holmes unwirsch ab. Seine Hand senkte sich auf den bezeichneten Knopf herab und drückte ihn, bis es vernehmlich klickte.

7.

Mac Vormy war wie von Sinnen vor Eifersucht.

Er hatte Loanda heimlich beobachtet und in seiner Sinnesverwirrung alles falsch ausgelegt, was zwischen ihr und Nachor von dem Loolandre vorgefallen war. Jede Berührung hatte er als Zärtlichkeit angesehen, jeden Blick als Vertraulichkeit, und die Tatsache, daß sie mit ihm in ihre Wohnung gegangen war, als stilles Einverständnis.

Nicht ein einziges Mal hatte er daran gedacht, daß der Armadaprinz krank sein könnte und Hilfe benötigte, und es war ihm auch nicht in den Sinn gekommen, Loanda zu vertrauen.

Er stutzte allerdings, als er beobachtete, daß sie ihn in eine Medo-Station brachte. Aber auch jetzt erkannte er die Wahrheit noch nicht. Als er sah, wie sie sich entfernte, eilte er in die Station.

Nachor von dem Loolandre hörte ihn nicht, als er eintrat. Er ruhte auf der Liege, und noch immer verhüllte das Tuch sein Gesicht.

Nicht schlecht, dachte Mac Vormy. Noch braucht er nicht zu merken, daß er es mit mir zu tun hat.

Er paralysierte den Armadaprinzen und warf ihn sich über die Schulter, ohne das Tuch zu entfernen. Dann schleppte er ihn aus der Station zu einem Antigravschacht hin und glitt mit ihm nach oben.

Ungesehen erreichte er einen kleinen Hangar, in dem mehrere Weltraumgleiter standen, kleine Maschinen, wie sie für Einsätze in unmittelbarer Nähe der BASIS oder auch für

Wartungsarbeiten an ihrer Außenhaut verwendet wurden. Sie bestanden aus einer ovalen Grundplatte mit zwei geräumigen Sesseln, über denen sich eine transparente Haube wölbte.

Mac Vormy wuchtete Nachor von dem Loolandre auf einen der Sessel, streifte sich danach selbst einen Raumanzug über und ließ sich in den anderen Sessel sinken.

„In ein paar Sekunden sind wir draußen“, sagte er. „Dann werde ich die Transparenthaut öffnen und dich hinauswerfen. Du wirst mir nicht mehr in die Quere kommen.“

Das Tuch glitt herunter und gab das Gesicht des Armadaprinzen frei. Vormy stutzte, als er das zerschundene Facettenauge sah.

„Habt ihr euch geprügelt?“ fragte er überrascht. „Oder bist du hingefallen?“

Er packte Nachor am Arm und schüttelte ihn, doch der Paralytierte konnte ihm nicht antworten.

„Ach was“, murmelte Vormy. „Es soll mir doch egal sein, was ihr getrieben habt. Wenn du erst einmal draußen bist, kräht kein Hahn mehr nach dir.“

Er startete die Maschine und glitt mit ihr in eine Schleuse. Das Schott schloß sich hinter ihnen, und Vormy mußte einige Sekunden warten, bis sich das Außenschott öffnete. Dann lenkte er den Gleiter in den Weltraum hinaus.

*

Gucky wälzte das tote Wesen herum.

„Man erkennt keine Wahrnehmungsorgane“, sagte er verwundert. „Das Ding hat keine Augen, Ohren oder Fühler. Nichts. Und von dem Metallkasten ist auch nichts geblieben.“

Er hob den Kopf und blickte zu den drei Kosmobiologinnen hinüber, die durch eine Tür hereinkamen.

„Sollen sie sich damit beschäftigen“, entgegnete Fellmer Lloyd. „Sie verstehen mehr davon als wir.“

Grüßend hob er eine Hand.

„Seht es euch an“, bat er die Wissenschaftlerinnen. „Wir möchten alles darüber wissen. Vor allem interessiert, ob es sich um ein Lebewesen oder einen biologischen Roboter handelt. Hat es ein natürliches Gehirn oder nicht? Und vielleicht könnt ihr uns auch eine Theorie anbieten, wie es an Bord gekommen ist - nachdem ihr es untersucht habt.“

„Wir werden uns Mühe geben, Fellmer“, antwortete die blonde May Foorth. „Sobald wir etwas wissen, sagen wir dir Bescheid.“

„Es sieht aus, als wäre es nur ein Teil eines Lebewesens“, bemerkte Sali Towong, die Älteste der drei. „So als ob Teile seines übrigen Körpers abgetrennt worden wären. Rumpf, Kopf, Arme und möglicherweise zwei Beine.“

„Irrtum“, rief der Ilt. „Wir haben gesehen, wie es herumgerast ist. Es ist komplett.“

„Es ist wirklich das ganze Lebewesen“, beteuerte Fellmer Lloyd. Er nickte den Frauen grüßend zu und verließ den Raum. Gucky folgte ihm.

„Nachor müßte es jetzt eigentlich wieder gut gehen“, sagte er.

„Hoffen wir es.“

Auf dem Weg zur Hauptleitzentrale begegneten sie Chmekyr.

Der Pförtner erschien plötzlich auf dem Gang vor ihnen. Er war einfach da, von einer Sekunde zur anderen, wie eine Projektion, die eingeschaltet wird.

Lautlos wirbelte er um sich selbst, ein Gebilde wie eine kleine Windhose.

Ihr habt ihn getötet, klang seine telepathische Stimme in ihnen auf. Das ist gut so. Sein Tod hat mich befreit. Aber glaubt nicht, daß alles vorbei ist. Ich spüre die Gefahr. Die Clansschützer werden zuschlagen.

„Haben sie das noch nicht getan?“ fragte Fellmer Lloyd. „Wenn ich es recht sehe, sitzen wir in der Falle. Oder nicht?“

Das ist nichts gegen das, was ich befürchte.

„Was befürchtest du, Chmekyr?“ fragte Lloyd. „Heraus damit. Vielleicht können wir uns darauf vorbereiten?“

Niemand kann das.

„Dann komm. Wir müssen zur Zentrale.“

Chmekyr verschwand so lautlos und überraschend, wie er gekommen war.

„Er spricht in Rätseln“, sagte Gucky unzufrieden. „Er könnte wenigstens zu mir etwas deutlich werden. Immerhin bin ich sein Freund.“

Ein Ruck ging durch das Schiff. Bestürzt blickten die beiden Mutanten sich an. Dann griff Gucky nach der Hand Fellmers und teleportierte mit ihm in die Hauptleitzentrale, in der ungewohntes Gedränge herrschte. Die Blicke aller waren auf die Bildschirme gerichtet, auf denen meterdicke Energiestrahlen zu sehen waren, die gleißend hell an der BASIS vorbeischossen.

„Die Energiestrahlen neutralisieren die Schutzschirme“, meldete eine Stimme, und irgendwo heulten für einige Sekunden die Alarmpfeifen auf. „Die BASIS selbst erreichen sie nicht.“

Abermals ging ein Ruck durch das Schiff.

„Die Energiestrahlen verschwinden nicht. Sie blitzen nicht kurz auf, sondern sie bleiben“, sagte Alaska Saedelaere verwundert.

Impulse des Entsetzens kamen von Chmekyr, der ebenfalls in der Zentrale aufgetaucht war.

„Was ist los?“ rief Gucky mit schriller Stimme. „Warum schweigst du noch immer?“

„Die Energiestrahlen werden manifest“, bemerkte der Kommandant.

Aus nahezu allen Richtungen schossen die Energiestrahlen heran. Keiner von ihnen traf die BASIS oder eines der anderen zur Regungslosigkeit verdamten Raumschiffe direkt. Alle zuckten dicht an ihnen vorbei - und blieben bestehen - wie die Lichtbalken riesiger Scheinwerfer.

Immer mehr Energiestrahler schossen heran, so daß sich in kürzester Zeit eine Art gleißender Energie-Kokon bildete, in dem die BASIS und die anderen Raumschiffe eingesponnen wurden.

In der Abwehr herrschte eine fiebrhafte Tätigkeit. Die Kommandos überschlugen sich förmlich, und immer wieder kam die lakonische Meldung: „Ohne Erfolg.“

„Wir sind machtlos dagegen“, stellte Jen Salik fest.

„Es sind Strahlen, die sich verfestigen“, erklärte ein anderer.

„Formenergie! Sie müssen aus Formenergie bestehen“, kommentierte Clifton Callamon.

Hilflos mußte die Schiffsleitung zusehen, wie die BASIS von meterdicken Bahnen aus Formenergie eingesponnen wurde.

Wir werden verbunkert, erläuterte Chmekyr. Dagegen ist nichts zu machen. Jetzt sind wir verloren.

„Wer greift uns an?“ fragte Fellmer Lloyd.

Der Bunker ist eine Waffe des Fyrer-Clans, erwiderte Chmekyr. Die Clansschützer des Fyrer-Clans greifen uns an.

Allmählich legte sich die Unruhe in der Zentrale. Betroffenheit machte sich breit. Auch Perry Rhodan wußte nicht, wie er den Angriff abwehren sollte. Energieschüsse und Raketen waren wirkungslos gegen die Formenergie gewesen. Die Schutz- und Abwehrschirme waren zusammengebrochen, und die BASIS bewegte sich weder vor noch zurück, obwohl die Triebwerksleistung bis zur höchsten Kapazität ausgeschöpft wurde.

Die BASIS und die anderen mit ihr eingeschlossenen Raumschiffe schienen am Ende zu sein.

Einige Funksprüche von den Kommandanten der Raumschiffe, die sich außerhalb der Gefahrenzone befanden, kamen durch. Aus ihnen ging hervor, daß von den anderen Raumern aus augenblicklich Entlastungs- und Befreiungsversuche unternommen worden waren. Sie waren wirkungslos geblieben. Die Besatzungen der anderen Raumschiffe sahen den vorderen Teil der vereinigten Flotten in einem schimmernden Energiegespinst verschwinden, und auch sie konnten nicht erkennen, woher der Angriff kam, obwohl sie alle technischen Mittel nutzten, die ihnen zur Verfügung standen.

Ich habe noch nie von jemandem gehört, dem es gelungen wäre, aus dem Bunker zu entkommen, klagte der Pförtner.

„Es kommen keine weiteren Energiestrahlen mehr hinzu“, bemerkte Rhodan nach einiger Zeit. „Wir sind vollkommen eingeschlossen. Damit dürfte der Angriff beendet sein.“

Ganz und gar nicht, widersprach Chmekyr. *Jetzt geht es erst los. Die Hauptgefahr kennt ihr noch gar nicht. Sie geht von den Bunkernasen aus.*

„Von den Bunkernasen?“ fragte Fellmer Lloyd. „Meinst du nicht, daß du uns erklären solltest, was du damit meinst?“

Seht auf die Bildschirme, forderte sie Chmekyr telepathisch auf. *Seht euch die Innenseite des Energiegespinsts an.*

„Da sind Ausbuchtungen“, stellte Jen Salik ruhig fest. „Dicke Blasen.“

Sehr richtig. Gut beobachtet, lobte der Pförtner. *Da sind Blasen, kleine Kuppeln, oder wie man das auch immer nennen will.*

„Was haben sie zu bedeuten?“ fragte Fellmer Lloyd. „Rede endlich.“

In ihnen verbergen sich die Bunkernasen, antwortete Chmekyr. *Bunkernasen sind semi-robotische Wesen mit aggressiven und brutalen Tierbewußtseinen, die man ihnen aufgepfropft hat, um ihre Angriffswut und ihren Selbsterhaltungstrieb zu steigern. Es wird nicht mehr lange dauern, dann brechen diese Ausbuchtungen auf, und die Bunkernasen kommen heraus. Sie werden uns angreifen und vernichten.*

„Das warten wir nicht ab“, sagte Rhodan energisch. „Alarm. Roboter und Kampfeinheiten ausschleusen. Alle Abwehrkräfte mobilisieren.“

Erneut heulten die Alarmpfeifen auf, aber dieses Mal stellte sie niemand vorzeitig wieder ab. Sie sollten ihren Zweck erfüllen, die Abwehrmannschaften zu ihren Einsatzorten zu treiben.

*

Gryden-Holmes blickte sich triumphierend um, als sich das Gespinst aus Formenergie um die Raumschiffe geschlossen hatte.

„Ein voller Erfolg“, betonte er.

„Ich gratuliere dir, Clanskopf“, sagte Palk-Palm unterwürfig. Er war sich dessen bewußt geworden, was für einen entscheidenden Fehler er gemacht hatte.

Einer der Clansschützer glitt an Gryden-Holmes heran.

„Du hast Besuch“, teilte er ihm leise mit. „Der Clanskopf Iralasong ist gekommen, um dir zu gratulieren.“

„Schon?“ wunderte sich Gryden-Holmes.

„Die Nachricht hat sich blitzartig über den gesamten Vorhof des Loolandre verbreitet“, erwiderte der Clansschützer. „Es liegen über siebzig Gratulationen von den anderen Clansköpfen vor, und es werden immer noch mehr.“

„Die Bunkernasen sollen das Werk vollenden“, befahl Gryden-Holmes.

Er winkte einige Clansschützer zu sich heran, beließ aber die meisten in der Kampfzentrale, um die Kontrolle nicht aus der Hand zu geben.

Wenig später stand er Iralasong gegenüber. Allein. Die Clansschützer der beiden Herrscher hielten sich in den Vorräumen auf, wohlweislich getrennt, damit sie keinen Streit vom Zaun brachen und übereinander herfielen, während die beiden Clansköpfe miteinander redeten.

„Ich danke dir“, eröffnete Gryden-Holmes das Gespräch.

„Wofür?“ fragte Iralasong, als wäre er völlig ahnungslos.

Er trat so dicht an Gryden-Holmes heran, daß dieser steil zu ihm aufsehen mußte. Er überragte das elfengleiche Wesen, das nun Clanskopf der Fyrer war, um mehr als einen Meter. Die gelben Augen schienen von innen heraus zu glühen. Gryden-Holmes fiel erst jetzt auf, wie winzig die schwarzen Pupillen waren, und wie tief sich die Falten eingekerbt hatten, die diese seltsamen Augen umrahmten. Er trat einige Schritte zurück und eilte die Stufen zu einem Thron hinauf, auf dem noch vor Stunden Turmier-Böhl gesessen hatte. Nun befand sich sein Gesicht fast auf der gleichen Höhe wie das seines Besuchers.

„Für die Gratulation natürlich“, erwiderte Gryden-Holmes geschmeidig. „Und dafür, daß du dich selbst zu mir bemüht hast. Darf ich dir dafür einen Teil der Beute anbieten, die wir machen werden? Sicherlich hast du schon erfahren, daß wir die Flotte der Fremden eingebunkert haben. Sie können uns nicht mehr entkommen. Die Bunkernasen greifen an. Jetzt ist es also nur noch eine Frage der Zeit, wann die Beute anfällt.“

„Ich habe die Aktion beobachtet“, erklärte Iralasong. „Du hast schnell und entschlossen gehandelt, so daß die Fremden die Möglichkeiten, aus der Falle zu entkommen, nicht erkannt haben. Und sie konnten sie erst recht nicht mehr nutzen. Das war beispielhaft.“

Der Clanskopf der Fyrer lachte.

„Du bist in einem Alter, Iralasong, in dem du sicherlich schon viele solcher Schlachten geschlagen hast“, sagte er. „Was war das also schon, was ich getan habe, gegen das, was du in vielen Kämpfen geleistet hast?“

Das Gesicht des Irtuffen schien zu versteinern, und die Augen verengten sich. Jetzt ragten die Zähne noch weiter und drohender über die Unterlippe hinaus.

„Was willst du damit andeuten?“ fragte Iralasong in ungemein scharfem Ton.

„Ich verstehe dich nicht“, erwiderte Gryden-Holmes erschrocken. „Habe ich dich beleidigt?“

„Du hast von meinem Alter gesprochen.“

„Du bist in einem Alter, um das dich jeder beneidet. Du bist auf dem Höhepunkt der geistigen und körperlichen Kraft. Auf dem Höhepunkt deines Lebens.“

„Wie kommst du darauf? Warum betonst du es immer wieder?“ fauchte der Irtuffe. Er trat abermals näher an Gryden-Holmes heran. „Was bezweckst du damit?“

Er hat eine panische Angst vor dem Alter, erkannte der Clanskopf der Fyrer. Warum hat mir das keiner gesagt? Man hätte mich warnen müssen.

„Ich wollte dir lediglich meine Bewunderung ausdrücken, Iralasong“, beteuerte Gryden-Holmes. „Laß uns von etwas anderem reden, wenn es dich beleidigt. Es tut mir leid. Erlaubst du mir, deinen Anteil an der Beute zu erhöhen?“

Der Irtuffe verschränkte die Arme vor der Brust. Jetzt sah er wieder überlegen und selbstsicher aus wie zuvor.

„Das läßt sich hören. Du bist ein kluger Mann, Gryden-Holmes. Du weißt, was Höflichkeit ist. Wir müssen uns beeilen. Bei allen Clans spricht man davon, daß die unsterbliche Clansmutter zu uns kommt. Wenn sie eintrifft, müssen wir alles abgewickelt haben.“

„Das werden wir - und noch etwas mehr. Ich habe die Absicht, nicht nur den kleinen Teil der fremden Flotte einzufangen, den wir eingebunkert haben, sondern auch den anderen

Teil, der noch vor der Durststrecke liegt. Es wäre ein wirksames Spektakel, wenn wir uns diesen Teil vornehmen würden, nachdem die Clansmutter eingetroffen ist.“

„Ob die Clansmutter wirklich unsterblich ist?“ fragte Iralasong. „Ebenso wie Ordoban?“

„Ich denke schon“, erwiderte Gryden-Holmes. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn weiterzugeben. „Ich habe gelesen, daß sie in einigen Fällen die Unsterblichkeit verliehen hat. Als Auszeichnung für besondere Leistungen im Dienst des Loolandre.“

Iralasong fuhr auf, als habe ihm jemand überraschend eine Nadel ins Hinterteil gestochen.

„Ist das wahr?“ rief der Irtuffe.

„Natürlich ist es wahr“, beteuerte Gryden-Holmes belustigt. „Ich habe es gelesen. Und ich erinnere mich daran, daß da stand, es sei gar nicht einmal so schwierig gewesen, die Unsterblichkeit zu erringen. Es sei nur darauf angekommen, sich der Clansmutter richtig zu verkaufen.“

„Tatsächlich?“ Iralasong kam noch näher. Er beugte sich weit vor, und seine gelben Augen weiteten sich. Die Muskeln zuckten in seinem Gesicht und ließen die Falten noch deutlicher hervortreten.

Er ist mir voll auf den Leim gegangen, dachte der Fyrer. Dieser alte Narr hat Angst vor dem Altern.

„Und weiter? Erzähle doch weiter“, drängte Iralasong. „Was stand da noch?“

„Lieber Freund, das weiß ich nicht mehr so genau! Es ist lange her, daß ich darüber gelesen habe. Wenigstens fünf Jahre.“

„Wo stand das? Ich muß die Schrift haben. Alles, was du willst, zahle ich dir dafür. Du kannst die ganze Flotte für dich allein haben. Ich werde dir noch Reichtümer obendrein geben, und ich werde dir zu mehr Macht verhelfen.“

„Ich werde sehen, was ich für dich tun kann, Iralasong“, versprach Gryden-Holmes. „Du hast mir bereits so gute Dienste geleistet, daß ich dir ewig dankbar sein werde. Im Moment erinnere ich mich nicht daran, wo ich diese Dinge über die Clansmutter gelesen habe, aber ich bin ganz sicher, daß es mir wieder einfällt. Ich werde dir die Schrift beschaffen. Du bist mein Freund. Ich werde es für dich tun.“

Zur Not werde ich sie fälschen lassen, fügte er in Gedanken hinzu, als er sah, wie es in den Augen des Irtuffen aufleuchtete.

„Das werde ich dir nie vergessen, Gryden-Holmes“, erwiderte Iralasong. „Du solltest wissen, daß ich ebenfalls dein Freund bin. Wenn du jemals in Schwierigkeiten kommen solltest, brauchst du mich nur zu rufen. Ich werde dir immer helfen.“

„Danke, Iralasong. Danke.“ Ich habe offenbar soeben eine hervorragende Lebensversicherung abgeschlossen, dachte der Fyrer. Um wie viel leichter doch manches ist, seitdem ich Clanskopf bin!

*

Mac Vormy kostete seinen Triumph aus. Er war entschlossen, Nachor von dem Loolandre in den Weltraum hinauszustoßen und ihn dabei zu töten. Aber er ließ sich Zeit.

„Niemand weiß, daß wir hier draußen sind“, sagte er mit bebender Stimme. „Und es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn einer der Telepathen zufällig auf uns aufmerksam würde. Nein, daran glaube ich nicht.“

Er schüttelte Nachor, doch dieser war noch paralysiert und konnte nicht reagieren. Er hörte, was der Mann neben ihm sagte, und er begriff überhaupt nichts. So sehr er sich auch bemühte, hinter das Motiv der Tat zu kommen, es gelang ihm nicht. Er hätte gern gefragt, aber die Lippen gehorchten ihm nicht.

„Allerdings“, murmelte Vormy erschrocken. „Warum sollte es eigentlich nicht passieren? Wenn Gucky mich hier draußen erwischt, schaffe ich es nicht mehr, die Haube zu öffnen und dich hinauszustoßen. Verlieren wir also besser keine Zeit. Machen wir es gleich.“

Er beugte sich vor, um den Zentralverschluß der Haube zu öffnen.

In diesem Moment zuckte etwas gleißend Helles an ihm vorbei. Erschrocken richtete er sich auf, und er blickte wie betäubt auf die meterdicke Energiebahn, die sich neben dem Weltraumgleiter aufgebaut hatte. Er glaubte zu träumen, denn sie erlosch nicht wieder, sondern blieb bestehen, als ob sie aus festem Material bestünde. Eigentlich hätten Energiestrahlen im Weltraum auch nicht leuchten dürfen.

Bevor Vormy sich wieder gefangen hatte, zuckten weitere Energiebalken heran. Sie kamen aus nahezu allen Richtungen, und sie blendeten ihn, obwohl die Haube das meiste Licht reflektierte und nur einen Bruchteil durchließ.

Vormy war etwa siebenhundert Meter von der BASIS entfernt. Zwischen ihm und ihr leuchteten bereits mehr als zwanzig Energiebahnen.

Zurück! schrie es in ihm. Sofort zurück, oder du schaffst es nie mehr, dich in Sicherheit zu bringen.

Er wendete und lenkte den Weltraumgleiter um die Energiestrahlen herum auf die BASIS zu. Wieder schoß es gleißend hell heran und abermals verfehlte die tödliche Energie ihn nur knapp. In diesen Sekunden vergaß er völlig, daß er die Absicht gehabt hatte, Nachor von dem Loolandre umzubringen. Er dachte nur noch an sich und daran, wie er sich retten konnte.

Als er sich der BASIS bis auf etwa hundertfünfzig Meter genähert hatte, bauten sich neun weitere Energieriegel vor ihm auf. Der Weg war ihm versperrt. Er konnte nicht mehr zurück.

In seiner Angst lenkte er die Maschine erst zur einen, dann zur anderen Seite. Immer wieder versuchte er, eine Lücke zu finden, durch die er vorstoßen konnte, und er entfernte sich immer weiter von der BASIS, so daß er sie schließlich aus den Augen verlor und überhaupt nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte.

Wütend und enttäuscht fuhr er herum und packte Nachor von dem Loolandre bei den Armen.

„Du bist schuld“, schrie er. „Wenn du Loanda in Ruhe gelassen hättest, wäre überhaupt nichts passiert. Wir sind abgeschnitten. Begreifst du, was das bedeutet?“

Nachor von dem Loolandre kippte schlaff in seinen Armen hin und her und rutschte langsam aus dem Sessel. Vormy ließ ihn auf dem Boden der Kabine liegen.

Ich bin ein Idiot! schalt er sich. Warum habe ich ihn nicht gleich hinausgeworfen? Alles wäre jetzt vorbei, und ich wäre in Sicherheit gewesen.

In panischer Angst sah er sich um.

Ich habe nur noch eine Chance, erkannte er dann. Ich muß aussteigen und allein zur BASIS fliegen. Der Gleiter ist zu groß. Mit ihm komme ich nicht durch die Lücken zwischen den Strahlen, aber allein schaffe ich es.

*

Loanda Seray betrat die Hauptleitzentrale. Fassungslos blickte sie auf die Bild- und Orientierungsschirme, auf denen sich Tausende von gleißenden Energiestrahlen abzeichneten. Für einen Moment glaubte sie, die Zeit sei stehengeblieben, so daß sich nichts mehr bewegen konnte. Dann aber erfaßte sie, daß die BASIS mit Formenergie angegriffen wurde.

Wie hätte es auch anders kommen können? Erst negative Formenergie, mit der man uns abgebremst hat, und jetzt dies.

In der Zentrale herrschte eine Atmosphäre äußerster Spannung und Konzentration. Kommandos flogen hin und her. Niemand sagte ein Wort zuviel. Auf den Bild- und Ortungsschirmen tauchten Roboter und Beiboote auf. Sie bezogen klar erkennbare Positionen zwischen den Strahlen aus manifestierter Energie und der BASIS.

Loanda zögerte.

Die BASIS erwartete offenbar einen weiteren Angriff. War es in dieser Situation wichtig, Rhodan zu sagen, daß Nachor von dem Loolandre verschwunden war? Wer sagte denn überhaupt, daß ihre Vermutung richtig war, und daß Mac ihn tatsächlich verschleppt hatte? Vielleicht hatte er sich inzwischen längst erholt und war allein weggegangen, um irgendwo in einem versteckten Winkel abzuwarten, bis seine Wunden verheilt waren?

Wie aus dem Nichts heraus erschien Gucky vor ihr.

„Hallo, schöne Loanda“, flüsterte er, bemüht, nicht mehr Lärm als unbedingt notwendig zu machen. „Was ist mit Nachor los?“

„Du kannst es doch in meinen Gedanken lesen, Gucky.“

„Es geht leichter, wenn du auch an das denkst, was passiert ist.“

„Ach so. Natürlich.“ Sie begriff, daß man auch vor einem Telepathen Gedanken zumindest für eine gewisse Zeit geheim halten konnte, daß man ihm in konzentrierter Gedankenarbeit aber auch blitzschnell etwas mitteilen konnte, wenn man nur wollte.

Sie ließ das Geschehen der letzten Stunden vor ihm abrollen, und der Ilt war in Sekunden informiert.

„Fellmer und ich werden Nachor suchen“, versprach er. „Geh jetzt zurück in dein Labor. Hier störst du.“

„Danke“, erwiderte sie. „Es tut mir leid, daß ich dir nicht sagen kann, wohin Mac ihn gebracht haben könnte. Falls er es war.“

„Wir werden ihn schon finden“, versprach der Mausbiber. „Leicht wird es allerdings nicht werden. Im Augenblick herrscht ein ziemliches Gedankentohuwanbohu an Bord.“

„Ein was?“ fragte sie verdutzt.

„Erkläre ich dir später“, erwiderte er und drängte sie hinaus.

Loanda blickte noch einmal zu den Bildschirmen hinüber, bevor sie die Hauptleitzentrale verließ. Sie sah, daß die meisten Beiboote, Roboter und Besatzungsmitglieder, die in ihren SERUNS draußen waren, auf kleine Objekte feuerten, die sich von den Formenergiebalken lösten. Von dort schlug ihnen heftiges Energiefieber entgegen. Raketenengeschosse rasten durch den Raum, explodierten an den Schutzschirmen und schleuderten Beiboote, Roboter und SERUN-Träger wie Spielbälle hinweg.

Mein Gott! dachte sie erschrocken. Das sieht nach einer vernichtenden Niederlage aus.

*

Gryden-Holmes betrat das Zentrum des Fyrer-Mondes, eine Kugelhalle, in deren Zentrum der gewaltige Bunkernasen-Transmitter auf einem schimmernden Podest aus Formenergie stand. Von allen Seiten führten schmale Stege zu ihm hin.

Palo-Tryk, der dem Clanskopf gefolgt war, berührte seinen Arm.

„Ich war schon einige Male hier“, sagte er. „Palk-Palm hat mich mitgenommen, hoffte er doch, daß er Clanskopf und Befehlshaber über diese Anlage werden würde.“

Gryden-Holmes blickte ihn erstaunt an.

„Turmier-Böhl hat Palk-Palm erlaubt, hierher zu kommen?“ fragte er.

„Allerdings.“ Palo-Tryk lachte verkrampft. „Ich glaube, Turmier-Böhl hätte ihn als seinen Nachfolger vorgeschlagen, wenn er die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Ein Schwächling als Ersatz für einen Schwächling.“

„Du warst sein Schützling.“

Palo-Tryk hob seine Arme und spreizte die Federn ab.

„Was hätte ich tun sollen?“ fragte er. „Ich wollte nach oben. Ich war es satt, an der Peripherie unter den Armen zu leben.“

Gryden-Holmes fuhr sich mit der Hand über den Schnabel.

„Armut schafft Aggressivität“, erklärte er. „Das war bei mir so und bei dir auch. Ich werde den Armen helfen. Ich werde ihre Lebensumstände verbessern und ihnen ein leichteres Leben ermöglichen.“

„Ihnen vor allem Bildung vermitteln“, ergänzte Palo-Tryk.

„Wo denkst du hin?“ rief Gryden-Holmes. „Wir wollen nicht übertreiben. Ich will nur den sozialen Zündstoff beseitigen, nicht aber dafür sorgen, daß diese Leute klüger werden und eines Tages gegen mich revoltieren. Nein, mit der Bildung wollen wir uns lieber zurückhalten. Ungebildete lassen sich leichter regieren. Man braucht nur für einen vollen Magen zu sorgen.“

Palo-Tryk blickte ihn bewundernd an.

„Du hast dir alles genau überlegt, Gryden-Holmes.“

„Ich habe nicht vor, in naher Zukunft schon wieder abzutreten.“

Über die Stege rückten Tausende von Leibwächtern und Bunkernasen heran, semirobotische Wesen der unterschiedlichsten Form, die für den Kampf gegen die BASIS und die anderen Raumschiffe der Galaktischen Flotte gerüstet waren.

„Wie, glaubst du, wird die Schlacht ausgehen?“ fragte er den jungen Mann an seiner Seite. Die gleiche Frage hatte er Iralasong auch schon gestellt.

„Wir werden gewinnen“, erwiderte Palo-Tryk. „Daran besteht nicht der geringste Zweifel.“

Gryden-Holmes lachte selbstbewußt.

„Natürlich gewinnen wir“, rief er, ging einige Schritte auf den Steg hinaus und winkte Palo-Tryk zu, ihm zu folgen.

„Komm“, sagte er. „Wir lassen uns ebenfalls durch den Transmitter schicken. Ich will mir die Schlacht aus nächster Nähe ansehen. So etwas passiert nicht alle Tage.“

„Aus nächster Nähe?“ Palo-Tryk blieb der Schnabel offen. Erregt wischte er sich die Hautfalten darüber zur Seite, und seine Augen quollen weit hervor. „Das hat noch nie ein Clanskopf getan. In der Schule habe ich gelernt, daß so etwas noch nie vorgekommen ist.“

„Dann machen wir den Anfang. Komm.“

Palo-Tryk eilte hinter Gryden-Holmes her, und ihm wurde nicht einmal bewußt, daß er immer mehr in seinen Bann geriet. Zu Anfang hatte er ihn wegen seiner Intrige gehaßt, jetzt aber war er froh, daß nicht Palk-Palm Clanskopf geworden war, sondern er. Gryden-Holmes war offenbar bereit, vieles über Bord zu werfen, was bisher als selbstverständlich galt.

Eine neue Zeit ist angebrochen, dachte der junge Mann. Und ich stehe in vorderster Linie. Besser hätte ich es kaum treffen können.

Vier Leibwächter arbeiteten zusammen mit zwei Bunkernasen am Transmitter. Es waren säulenförmige Wesen mit langen Metallarmen, bizarren Antennen und klobigen Waffen, die sie teils in organischen, teils in mechanischen Händen hielten.

„Wohin werden die Kämpfer geschickt?“ fragte Palo-Tryk, als er Gryden-Holmes erreicht hatte. „Direkt in die Kampfzone?“

„Genau dorthin“, bestätigte der Clanskopf.

„Aber sie tragen nur leichte Schutzanzüge und Handfeuerwaffen. Damit können sie doch nicht im Weltraum operieren.“

„Das brauchen sie auch nicht, mein Freund.“ Gryden-Holmes sah die Begeisterung seines Begleiters, und er wußte sie geschickt für sich zu nutzen. „Die Bunkernasen werden direkt in die Energieblasen versetzt, die von den Computern herausgebildet werden, so-

bald sich die Formenergie manifestiert hat. Die Blasen und die flugfähigen Kampfgeräte bestehen selbst auch aus Formenergie.“

Gryden-Holmes winkte eine der Bunkernasen zu sich heran, es war ein bizarres Gebilde, aus dem zahlreiche Metallzacken aufstiegen, die direkt aus dem Fleisch des Wesens kamen. Faustgroße Augen blickten den Clanskopf starr an, als dieser den Befehl erteilte, den Transmitter für ihn und seinen Begleiter einzurichten.

„Wir werden mitten in einem Gebilde materialisieren, das an einem Formenergiebalken hängt. Die Blase wird aufplatzen, so daß wir mit dem winzigen Weltraumschlitten herausfliegen und uns in der Kampfzone umsehen können.“

Er wies Palo-Tryk den Platz an, auf den er sich stellen sollte, und gesellte sich dann zu ihm.

„Worauf wartet ihr?“ fragte er die Bunkernasen. „Ich möchte etwas sehen, bevor die Schlacht entschieden ist.“

Die semirobotischen Wesen hantierten eilfertig am Transmitter herum und schalteten ihn schließlich ein. Die beiden Fyrer verschwanden.

In einer hell schimmernden Energieblase materialisierten sie wieder. Sie konnten ohne Hilfsgerät atmen, und um sie herum bildete sich ein Raumschlitten heraus.

*

„Feuer frei“, rief Waylon Javier.

Zahlreiche Lichter auf dem Instrumentenpult vor ihm zeigten an, daß die riesigen Energiestrahler der BASIS ausgelöst wurden.

Der Kommandant blickte erst in das bleiche Gesicht, das sich auf dem Bildschirm vor ihm abzeichnete, dann zu Rhodan hinüber.

„Effekt gleich Null“, tönte es vom Bildschirm herunter. „Wir können uns diese Energieverschwendungen sparen. Die Energie wird der manifestierten Formenergie zugeleitet und verdichtet damit nur noch den Bunker, in dem wir gefangen sind. Die Angreifer aber werden nicht behindert.“

„Dann sind wir am Ende“, kommentierte Jen Salik leidenschaftslos.

„Noch nicht“, erwiderte Rhodan. „Dann müssen wir uns eben Mann gegen Mann verteidigen. Wir haben keine andere Wahl.“

Auf den Bild- und Ortungsschirmen waren die Männer in ihren SERUNS, die Roboter und die Beiboote zu erkennen, die den Ansturm der Bunkernasen aufzuhalten versuchten. Sie bewegten sich träge und schwerfällig, während die Bunkernasen offensichtlich keine Mühe hatten, ihre Fluggeräte nach Wunsch zu lenken und zu beschleunigen. Auf schimmernden Formenergiestrahlen ritten sie durch die Reihen der Verteidiger und wehrten nahezu jede Attacke ab. Selbst gegen Space-Jets, die von der Armierung deutlich stärker waren als sie, behaupteten sie sich. Rhodan und die anderen in der Hauptleitzentrale sahen die Energiestrahler der Jets aufblitzen, aber dann verschwand die ausgeworfene Energie im Nichts.

„Die Bunkernasen könnten sogar darauf verzichten, die Schutzschirme einzuschalten“, stöhnte Alaska Saedelaere. „Das würde auch nichts an ihrer Überlegenheit ändern.“

Die Angreifer durchbrachen die Reihen der Verteidiger. Von den Schleusen kamen die ersten Katastrophenmeldungen. Bunkernasen drangen schießend in die BASIS und die anderen eingeschlossenen Raumschiffe ein.

„Wir müssen uns etwas einfallen lassen“, drängte Jen Salik, „oder die BASIS ist spätestens in einer Stunde nur noch ein Wrack.“

„Wir haben alles versucht, Jen. Aber nichts hat eine ausreichende Wirkung erzielt. Energiestrahlen stärken den Bunker. Raketenengeschosse fliegen wirkungslos an den Bunkerna-

sen vorbei. Paralysatoren lahmen keinen einzigen der Angreifer. Das ganze Spektrum der Waffen versagt. Was können wir jetzt noch tun?“

„Was sagt Hamiller?“

„Hast du es nicht gehört?“

„Nein.“

„Wir sind am Ende. Es gibt keinen Ausweg mehr für uns.“

„Die Mutanten?“

„Können die eine oder andere Bunkernase aufhalten. Insgesamt vielleicht zwei oder drei Prozent der Angreifer.“

„Es muß noch eine Möglichkeit geben“, entgegnete Jen Salik. „Es muß.“

„Das habe ich auch gedacht“, bemerkte Jercygehl An, der Cygride. „Aber es gibt keine mehr.“

„Wir sollten kapitulieren“, schlug Alaska vor. „Falls das überhaupt möglich ist. Vielleicht verhindern wir damit, daß die Männer draußen alle umgebracht werden.“

*

Loanda Seray hörte die Stimmen der Männer und Frauen, die an ihr vorbeieilten, wie aus weiter Ferne. Die Kommandos, die aus den Interkomen dröhnten, erreichten sie nicht, und das Heulen der Alarmpfeifen schien aus einer anderen Welt zu kommen.

Sie machte sich heftige Vorwürfe, weil sie nicht früher auf den Gedanken gekommen war, daß Mac Vormy durchdrehen würde.

Es ist ja nicht das erstmal, daß er einen solchen Unsinn macht! schalt sie sich. Es ist noch gar nicht so lange her, da hat er diesen blonden Nugas-Techniker verprügelt, nur weil ich einmal mit ihm getanzt habe. Das war genauso blödsinnig, aber ich Idiotin habe mich noch geschmeichelt gefühlt, weil er um mich gekämpft hat.

Jetzt aber war Mac Vormy weit über das Ziel hinausgeschossen. Er hatte sich nicht an irgendeinem Techniker vergriffen, sondern am Armadaprinzen, der vielleicht wichtigsten Persönlichkeit an Bord - ging es bei diesem Flug der BASIS doch immerhin darum, den Loolandre zu erreichen.

Was kann er ihm angetan haben? überlegte sie. Wohin kann er ihn gebracht haben?

Jemand stieß sie im Antigravschacht an und schrie ihr zu, daß die BASIS sich in tödlicher Gefahr befand.

„Fremde dringen in das Schiff ein“, brüllte der Mann. „Sieh zu, daß du aus diesem Bereich verschwindest. Die bringen alle um, die sie erwischen.“

Loanda taumelte aus dem Antigravschacht.

Sie bringen alle um? Ob Mac den Armadaprinzen auch umbringen wollte?

Ihr Blick fiel auf eine Zahlenkombination an einem abzweigenden Gang. Die Wohneinheit Macs lag ganz in der Nähe. Sie mußte nachsehen, ob sich darin irgendein Hinweis befand.

Sie eilte weiter und wäre beinahe mit drei Männern zusammengeprallt, die, mit Kampfgeräten beladen, aus dem Gang kamen. Erschrocken wich sie ihnen aus, und plötzlich hörte sie die Worte, die schon seit längerer Zeit aus dem Interkom dröhnten.

„Immer mehr Bunkernasen dringen in das Schiff ein. Sie müssen zurückgeworfen werden.“

„Wenigstens wirken unsere Waffen hier drinnen“, rief einer der Männer, bevor er sich in den Antigravschacht warf und sich nach oben davontragen ließ.

Loanda hastete weiter, bis sie die Tür zu Vormys Wohneinheit gefunden hatte. Sie öffnete und trat ein.

„Mac?“ rief sie. „Mac - bist du hier?“

Doch sie wußte schon, daß er die Wohnung längst verlassen hatte. Auf dem Boden lagen eine zerknitterte Hose und ein Unterhemd. Im Hygieneraum lief die Dusche. Dampf quoll durch die offene Tür heraus, aber Mac Vormy war nicht da.

Loanda stellte die Dusche ab und sah sich nachdenklich um. Der Raum sah aus wie viele andere. Auf den Regalen und dem Tisch lagen nur wenige persönliche Dinge wie etwa ein kleiner Stein von der Erde, der als Briefbeschwerer diente, ein Foto, das sie ihm geschenkt hatte, ein schmaler Ledergürtel von einem exotischen Tier, das er möglicherweise auf irgendeinem Planeten erlegt hatte, und eine Kette mit fünf blauen Steinfiguren, die ebenfalls nicht von der Erde stammte. Das war alles.

Es war wenig, allzu wenig an persönlichen Dingen, was es in dieser Wohnung gab.

Unwichtig! wies sie sich zurecht. Darauf kommt es jetzt nicht an. Vielleicht hat er eine Nachricht hinterlassen ...

Sie rannte hinaus, stürmte zu ihrer Wohneinheit hinüber und schaltete den Interkom ein. Das Bild Macs erschien auf dem Schirm.

„Es reicht mir jetzt“, sagte Mac Vormy vom Bildschirm herunter. „Ich werde ihm einen Denkzettel verpassen, nur daß er hinterher nicht mehr denken kann. Das geht im Vakuum nun mal nicht.“

Er setzte zu weiteren Worten an, brachte sie jedoch nicht über die Lippen und schaltete dann sichtlich verärgert ab.

Er ist verrückt geworden!

Sie fuhr die Aufzeichnung zurück und hörte sie sich noch einmal an, aber noch immer begriff sie nicht, was er ihr hatte sagen wollen. Erst als sie seine Nachricht zum dritten Mal gehört hatte, erfaßte sie die Wahrheit.

„Mein Gott“, flüsterte sie erschüttert. „Er hat Nachor in den Weltraum hinausgebracht und will ihn dort umbringen.“

Sie schoß aus ihrem Sessel hoch und rannte zur Tür hinaus. Jetzt erfüllte sie nur noch ein einziger Gedanke. Perry Rhodan mußte wissen, was geschehen war.

In ihrer Angst und der aufkommenden Panik versuchte sie vergeblich zu errechnen, wie viel Zeit vergangen war, seit Mac den Armadaprinzen aus der Medokabine geholt hatte. Ihr kam es vor, als wäre es schon vor Stunden gewesen.

War alles schon zu spät?

Sie stürzte in die Hauptleitzentrale, in der die führenden Persönlichkeiten der BASIS den niederschmetternden Verlauf der Schlacht verfolgten. Rhodan stand mit Jen Salik, Jercy gehl An und Alaska Saedelaere zusammen. In ihrer Nähe hielten sich Fellmer Lloyd und Gucky auf, der sich seinen Nagezahn kratzte und sichtlich verzweifelt nach einem Ausweg suchte, den es nicht gab.

„Perry“, rief sie atemlos. „Ich muß mit dir reden. Nachor...“

„Muß das jetzt sein?“ fragte er unwillig.

„Ja doch, ja. Es geht um den Armadaprinzen.“

„Was ist mit ihm?“

„Das war so. Ich sollte mit ihm zusammenarbeiten, und Mac Vormy, das ist...“

„Zur Sache bitte“, unterbrach Rhodan sie. „Was ist mit Nachor?“

„Mac Vormy hat ihn entführt“, erwiderte sie. „Aus Eifersucht.“

„Glaubst du, daß dies die Zeit ist für so was?“ Seine Stimme wurde um eine Nuance schärfer. „Wir haben andere Sorgen.“

„Es geht gar nicht um persönliche Dinge“, beteuerte sie. „Mac hat den Armadaprinzen in den Weltraum entführt, und ich fürchte, er will ihn da draußen umbringen.“

„Ist das wahr?“

„Ja. Wirklich. Es tut mir leid.“

„Das braucht dir nicht leid zu tun.“ Er blickte zu den beiden Mutanten hinüber, die augenblicklich zu ihm kamen, jedoch keine Fragen stellten.

„Wir werden versuchen, Nachor da draußen zu finden“, versprach Fellmer Lloyd, „aber unter den gegebenen Umständen ist das ziemlich schwierig.“

„Da draußen herrscht ein Gedankenchaos“, fügte der Ilt hinzu. „Die Männer sind verzweifelt. Sie können sich gegen die Angreifer kaum wehren. Sie haben Angst um ihr Leben.“

„Unter solchen Umständen eine einzelne Person herauszufinden, ist fast unmöglich.“

„Ihr müßt etwas tun“, drängte Loanda. „Ihr dürft doch nicht zulassen, daß Mac ihn umbringt.“

„Auf keinen Fall“, antwortete Rhodan. „Wenn wir Nachor verlieren, wird die ganze Expedition sinnlos.“

„Wir müssen es über Funk versuchen“, schlug Jercygehl An vor. „Das ist die einzige Möglichkeit.“

„Falls es nicht schon zu spät ist“, fügte Alaska Saedelaere hinzu.

*

Gryden-Holmes hockte klein und zierlich in seinem Sessel und blickte durch die transparente Scheibe der Raumkabine auf das Schlachtgetümmel. Mit der Hand fuhr er sich immer wieder über den Schnabel.

„Welch ein Triumph für dich“, bemerkte Palo-Tryk voller Bewunderung. „Du bist kaum Clanskopf geworden, und schon erzielst du einen derartigen Erfolg. Die Fremden werden förmlich zerschmettert.“

„Sie ziehen sich auf allen Kampfabschnitten zurück“, stellte Gryden-Holmes fest. „Ihre Waffen sind so gut wie wirkungslos. Wir haben kaum Ausfälle bei den Bunkernasen, von denen bereits viele im Schiff sind. Dabei sind meine Leibwachen noch gar nicht in Erscheinung getreten.“

„Was wirst du mit den Gefangenen machen?“

„Ich kann nichts mit ihnen anfangen. In der Machtnische ist kein Platz für sie.“

„Also willst du sie töten?“

„Alle.“

„Du hast recht. Ich wüßte auch nicht, wohin du sie bringen könntest.“

Eine Stimme hallte aus den Lautsprechern über ihren Köpfen. Zunächst beachteten sie sie nicht, aber dann hörte Gryden-Holmes „Nachor von dem Loolandre“ heraus.

Er nahm einige Schaltungen vor und bedeutete Palo-Tryk mit einer raschen Handbewegung, ruhig zu sein. Dann kam auch schon die Übersetzung.

„Mac Vormy - wir wissen, daß du Nachor von dem Loolandre bei dir hast. Melde dich. Wo bist du?“

„Nachor von dem Loolandre!“ staunte Palo-Tryk. „Das kann doch nicht sein.“

„Nachor von dem Loolandre“, stammelte Gryden-Holmes. „Er ist hier.“

„Das muß ein Irrtum sein“, sagte Palo-Tryk.

Ein heller Pfeifton ertönte, und der Clanskopf stellte das Funkgerät um. Vor ihm erschien das plastische Bild eines Clansschützers. Das quallenartige Wesen hatte Augen und Mund herausgebildet.

„Clanskopf“, berichtete es. „In meiner Nähe befindet sich eine kleine Einheit. Darin sitzt Nachor von dem Loolandre!“

„Bist du sicher?“

„So sicher, wie ich nur sein kann.“

Gryden-Holmes lehnte sich zurück.

„Also doch“, flüsterte er. „Wir haben uns nicht geirrt.“

„Was wirst du tun?“ fragte Palo-Tryk. „Du kannst doch nicht... Ich meine, die Clansmutter...“

Der Clanskopf beugte sich vor.

„Wir brechen die Schlacht ab“, befahl er. „Alle Einheiten ziehen sich sofort zurück.“

„Wir brechen die Schlacht ab und ziehen uns zurück“, bestätigte der Clansschützer. Er schien nicht im mindesten überrascht zu sein, daß Gryden-Holmes einen Kampf, den er praktisch schon gewonnen hatte, vor der endgültigen Entscheidung beenden wollte. „Ich gebe den Befehl an alle Einheiten weiter.“

Gryden-Holmes beugte sich vor und nahm einige Schaltungen vor. Die Kabine nahm Fahrt auf und raste in das schimmernde Gewirr aus Formenergie hinein.

Wenig später erreichte sie eine Transmitterstation, die im Gewirr des Bunkers errichtet worden war. Von hier aus kehrten Gryden-Holmes und Palo-Tryk zum Fyrer-Mond zurück.

*

„Sie ziehen sich zurück“, rief Waylon Javier überrascht. „Sie verlassen die BASIS und verschwinden.“

Fassungslos blickte er auf die Bild- und Ortungsschirme, auf denen sich der Rückzug der Bunkernasen deutlich abzeichnete. Zugleich liefen aus allen Bereichen der Peripherie des Schiffes Meldungen ein, die das Ende der Kämpfe bestätigten.

„Das verstehe ich nicht“, gestand Rhodan. „Wir hatten bereits verloren.“

„Hier ist Mac Vormy“, meldete der Kommandant. „Er hat unseren Funkruf empfangen.“

„Was ist mit Nachor?“ fragte Loanda erregt.

„Er lebt“, erwiderte Waylon Javier. „Vormy bringt ihn zurück.“

Einige Minuten vergingen, dann erschien Mac Vormy mit Nachor von dem Loolandre im Eingangsschott. Er mußte den Armadaprinzen stützen, da dieser offensichtlich noch mit den Auswirkungen der Paralyse zu kämpfen hatte.

„Mac“, rief Loanda, während Alaska Saedelaere und Fellmer Lloyd sich des Armadaprinzen annahmen und ihn zu einem Sessel führten. „Wie konntest du nur?“

„Ihr beiden verschwindet“, befahl Rhodan. „Ihr könnt euch anderswo aussprechen. Mac Vormy, du hörst später von mir.“

Er wartete, bis die beiden die Hauptleitzentrale verlassen hatten. Dann wandte er sich dem Armadaprinzen zu, der erschöpft und zerschunden in seinem Sessel saß.

„Macht Loanda keinen Vorwurf“, bat er. „Sie hat für mich getan, was sie nur konnte. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte es schlecht für mich ausgesehen. Wendet euch lieber an den Clan, der uns angegriffen hat.“

Richtig, klang die telepathische Stimme Chmekyrs in ihnen auf. Die Fyrer sollen den Bunker öffnen, damit wir weiterfliegen können.

„Du glaubst doch nicht, daß sie das tun“, erwiderte Gucky.

Rhodan wartete die Antwort nicht erst ab. Er stand bereits neben dem Kommandanten und versuchte, den Clan der Fyrer zu erreichen. Nur Sekunden vergingen, dann erschien das bleiche Gesicht eines vogelartigen Wesens auf den Bildschirmen.

„Was willst du?“ fragte es krächzend in Armadaslang.

„Weiterfliegen“, antwortete Rhodan. „Die Schlacht ist beendet. Öffne den Bunker und halte unsere Flotte nicht länger auf.“

„Ich bin Gryden-Holmes, der Clanskopf der Fyrer“, erwiderte das Vogelwesen. „Der Bunker wird sich öffnen.“

Noch während dieser Worte ging ein Raunen durch die Hauptleitzentrale. Auf den Bildschirmen war zu erkennen, daß der schimmernde Bunker sich tatsächlich auflöste. Vor der

BASIS entstand eine schnell wachsende Lücke, und die Formenergie verschwand im Nichts.

„Ausgezeichnet, Gryden-Holmes“, lobte Rhodan. „Wir werden weiterfliegen in Richtung Loolandre. Unterrichte die anderen Clans, damit sie uns ungehindert passieren lassen.“

Gryden-Holmes verschränkte die Arme vor der Brust. Lange Federn spreizten sich von ihnen ab.

„Ich denke gar nicht daran“, erwiderte er. „Wer den Vorhof durchqueren und den Loolandre erreichen will, der muß sich schon selbst bemühen.“

Damit schaltete er ab.

Ratlos blickte Rhodan sich um, aber auch die anderen in der Zentrale schienen sich das Verhalten des Clanskopfes nicht erklären zu können.

„Irgendeinen Grund muß das doch haben“, sagte Rhodan. „Jen - was meinst du?“

„Tut mir leid. Ich habe keine Ahnung.“

Nachor von dem Loolandre hob die Hand.

Rhodan ging zu ihm hin.

„Du weißt, warum sich dieser Clanskopf so verhalten hat?“

„Ich kann es nur vermuten“, erwiderte er mühsam. „Ich denke, er ist ganz einfach unsicher. Das Armadaherz schweigt. Ordoban scheint ausgefallen zu sein. Das muß im Vorhof bei den Clansköpfen psychologisch noch verheerender gewirkt haben als anderswo in der Endlosen Armada.“

„Unsicherheit also“, sagte Rhodan nachdenklich. „Das hat etwas für sich. Immerhin hat Gryden-Holmes die Falle geöffnet. Wir können weiterfliegen.“

„Müssen aber mit weiteren Schwierigkeiten rechnen“, fügte Fellmer Lloyd hinzu.

„Und das nicht zu wenig“, befürchtete Gucky.

ENDE